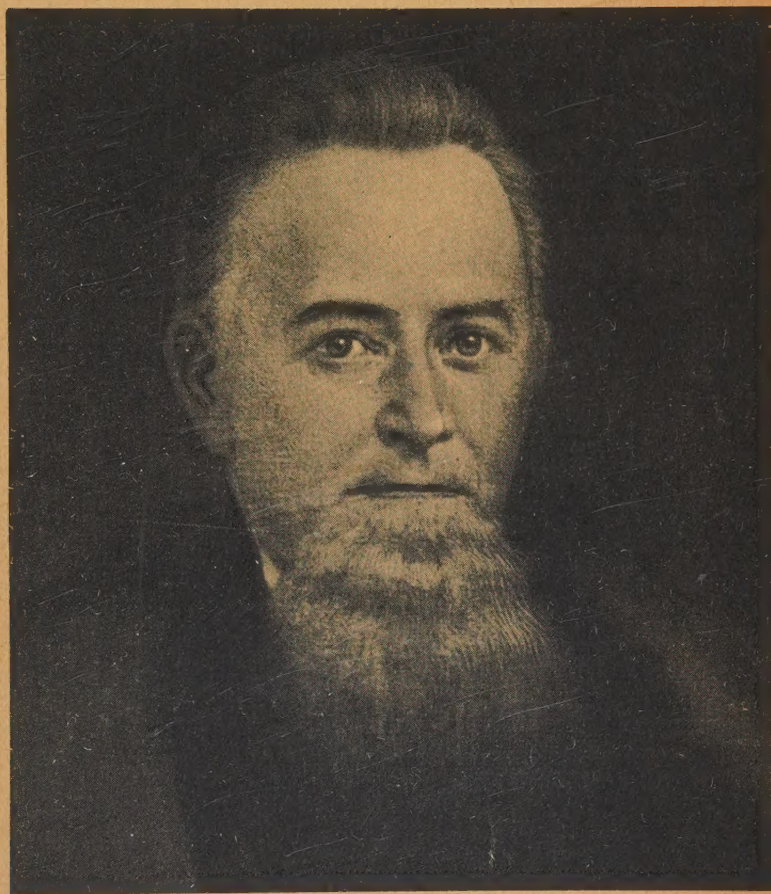


DEUTSCHE RUNDSCHAU

10. JAHRGANG
JUNI 1934



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

EUGEN DIESEL	Seltfamer Rapport über die Weltlage	133
PAUL FECHTER	Vergangenes Europa	140
PETER WEBER	Die Suche nach dem verlorenen Gott	145
PAUL MOMBERT	Eine neue Völkerwanderung	149
*	Lebendige Vergangenheit	152
ARNOLD ULITZ	Die Brunnenfigur	153
KARL A. SCHMIDT	Hendrik Wittboois letzter Aufstand und Tod I.	157
KARL LAUX	Volkegemäße Musik	166
HERBERT MARTENS	René de Clercq	172
CARL SÜSSER	Der unbekannte Deutschamerikaner	173
LITERARISCHE RUNDSCHAU		
ALBERT DRESDNER	Aus der Kunstliteratur	178
H. R.	Nationalsozialistische Geschichte	180
OTTO FREIHERR VON TAUBE	Hugo von Hofmannsthal	180
D. R.	Neue Bücher	181
WERNER BERGENGRUEN	Spätlese 1933 (Schluß)	185
POLITISCHE RUNDSCHAU		187
VOR DEM SCHNELLRICHTER		190

*

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang
Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM
zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungskosten
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die
Schriftleitung, Berlin W 30, Machensenstraße 11, erbeten. Für unverlangte Manuskripte
ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246.
Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 53823. Postsparkassenamt Wien 156086

Die Subskriptionsfrist geht zu Ende!

Sichern Sie sich rechtzeitig zum ermäßigten Preis:

Die Deutsche Volkskunde

Unter Mitwirkung von zahlreichen Sachgelehrten herausgegeben von

Professor Dr. Adolf Spamer

2 Bände (1 Textband und 1 Bilderatlas zur Deutschen Volkskunde)

Ermäßigter Subskriptionspreis bis 1. Juli 1934:

In Ganzleinen 30 RM. (später 35 RM.), in Halbleder 40 RM. (später 45 RM.)

Inhalt:

Wesen der Volkskunde von Prof. Dr. Adolf Spamer.

Geschichte der Volkskunde von Dr. Georg Fischer.

Volkskunde und Völkervunde von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Volkskunde und Siedlungsgeschichte von Prof. Dr. Adolf Hölbof.

Volks Glaube v. Prof. Dr. Friedr. Pfister.

Sitte und Brauch von Prof. Dr. Lutz Mackensen.

Volksmedizin von Prof. Dr. Heinrich Marzell.

Volksprache von Prof. Dr. Friedrich Maurer.

Volksfage von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen.

Erzählgut:

a) Grundformen volkstümlichen Erzählgutes von Dr. h. c. Albert Wesselski.

b) Märchen v. Prof. Dr. Friedr. Ranke.

c) Rätsel, Volkshumor und Volksspott von Geh.=Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer.

Volkslied von Dr. Johannes Riepp.

Volksmusik von Erwin Untz.

Volkstanz und Spiel von Wilhelm Hansen.

Volkschauspiel von Dr. Hans Moser.

Volksfeststoff von Dr. Otto Goerner.

Volkskunst:

a) Einführung und Überblick von Prof. Dr. Konrad Hahn.

b) Vorgeschichtliche Wurzeln der Volkskunst von Geh.=Rat Prof. Dr. Carl Schuchhardt.

c) Holz von Dr. Joseph Maria Ritz.

d) Erden von Dr. Oswald A. Erich.

e) Volkstextilien von Dr. Wolfgang Schuchhardt.

f) Metalle von Dr. Walter Bernt.

Haus u. Hausrat v. Dr. Bruno Scher.

Tracht von Prof. Dr. Victor v. Seramb.

Volkskunde und Recht von Prof. Dr. Eberhard Freiherr von Rünzberg.

Volkskunde und Erziehung von Prof. Dr. Herbert Freudenthal.

Volkskunde und Religion von Prof. Dr. Georg Koch.

Der deutsche Volkscharakter von Prof. Dr. Martin Wähler.

Zukunft der Volkskunde von Prof. Dr. Hans Naumann und Dr. Max Ittenbach.

Volkskundliche Literatur und Organisation im In- und Ausland von Dipl.=Ing. Herbert Bellmann.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen

**HERBERT STUBENRAUCH AG. / BERLIN
UND BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG**

REISE UND ERHOLUNG 1934

Der Spielplan der wichtigsten Freilichtspiele in Deutschland 1934

Unter der Fülle der deutschen Fest- und Freilichtspiele des Sommers 1934 kommt den beiden Reichsfestspielen in Heidelberg und auf der Marienburg sowie den sechs Festspielen in Frankfurt a. M., Stuttgart, Augsburg, Rudolstadt, Wunsiedel und Weissenburg i. B. besondere Bedeutung zu. In Heidelberg wird an drei Stellen gespielt werden: auf dem Hofe des Schlosses, im Bandhausaal und auf der neuen Thüngstätte auf dem Heiligen Berg. Zur Aufführung gelangen „Göz von Berlichingen“ und „Urgöz“ von Goethe, „Ein Sommernachts Traum“ von Shakespeare, „Der zerbrochene Krug“ von Kleist, das flämische Volkschauspiel „Lancelot und Sanderein“ und die „Deutsche Passion 1933“ von Richard Euringer. Vor der Marienburg wird in der Zeit vom 23.-28. August ein nationales Festspiel aufgeführt. In Frankfurt a. M. finden von Anfang Juli bis Anfang September die Römerbergfestspiele statt, bei denen Schillers „Wallenstein“ und „Jungfrau von Orleans“ und Kleists „Räthchen von Heilbronn“ aufgeführt werden. Stuttgart führt von Mitte Mai bis 8. Juli Wagners „Rienzi“ und, aus Anlaß des 175. Geburtstages von Schiller, die „Braut von Messina“ auf; von Mitte Juli bis Ende August wird sich die Haas-Verlow-Truppe mit eigenem Programm anschließen. Augsburg spielt auf seiner Freilichtbühne vor dem Roten Tor vom 14. Juli bis 15. August Wagners „Lohengrin“, Bizets „Carmen“, Puccinis „Turandot“, Mascagnis „Ela-valleria rusticana“ und „Xenodorus“ von Biedermann.

Die Spiele auf der Heidesburg bei Rudolstadt bringen im Mai und Juni Hebbels „Nibelungen“, W. E. Schäfers „Der 18. Oktober“ und Shakespeares „Sommernachts Traum“. Auf der Luisenburg bei Wunsiedel, der Freilichtbühne der bayrischen Ostmark, werden vom 23. Juni bis 29. August „Der deutsche Narr“ von Käthe Oswald-Bayer, „Der 18. Oktober“ von Schäfer, „Alle gegen Einen“ von Forster, „Wallenstein“ von Schiller und „Golgatha im Reich“ von Wilhelm aufgeführt. Das Bergwaldtheater in Weissenburg i. B. spielt vom 19.-21. Mai „Der deutsche Narr“ von Käthe Oswald-Bayer und „Die Nibelungen“ von Heibel, vom 28. Juli bis 9. September „Alle gegen Einen“ von Forster, „Der Meineidsbauer“ von Anzengruber und die „Braut von Messina“ von Schiller.

Wieder Wagner- und Mozart-Festspiele in München

KDV. Münchens traditionelle Richard-Wagner- und Mozart-Festspiele finden in diesem Jahre unter der Leitung von Professor Hans Knappertsbusch vom 9. Juli bis 20. August statt. Bei den Wagner-Festspielen, die wieder im Prinzregenten-Theater durchgeführt werden, sind Aufführungen der „Meistersinger“, des „Parzifal“, von „Tristan und Isolde“, „Lohengrin“ sowie des gesamten „Rings des Nibelungen“, „Rheingold“, „Walküre“, „Siegfried“ u. „Götterdämmerung“ vorgesehen. Auf dem Programm der Mozart-Festspiele im Residenz-Theater stehen „Figaros Hochzeit“, „Die Zauberflöte“, „Don Giovanni“, „Così fan tutte“ und „Die Entführung“.

MEYERS SPRACHFÜHRER

Dänisch und Norwegisch von C. Petersen
Englisch von M. Ridpath-Kilen
Französisch von Gaston Monod
Italienisch von Berthold Wiese
Niederländisch (Flämisch) von Professor von Ziegeler

Polnisch von Josef Damanski
Portugiesisch von O. G. Kordgien u. C. M. de Vasconcellos
Schwedisch von O. Frey-Dütschke
Spanisch von Georg Fledner
Türkisch von Ahmed Muhieddin

Jeder Band dauerhaft gebunden nur 1.80 RM.

Meyers Sprachführer erfreuen sich seit Jahren größter Beliebtheit, weil sie nicht nur Wörterbücher sind, sondern auch zahlreiche Redewendungen enthalten, die die Erlernung der fremden Sprache erleichtern.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Der Rhein, das schöne Reiseerlebnis

ab 2.6. 1934 jed. Sonnabend mit dem Flugzeug, mit modernen Aussicht-Omnibussen, mit der Eisenbahn

9 Tage zum Rhein ab RM. 89.50

einschließlich aller Fahrten, Verpflegung, Unterbringung, freier Führung und sonstiger in unserm Programm vorgesehener Leistungen.

Fordern Sie unsern Hauptprospekt!
Wir beraten Sie unverbindlich.

Reise- und Verkehrsbüro RHEINLAND

Berlin SW 11, Bernburger Straße 35 / Askaniischer Platz 2
Tel. B2 Lützow 0905.

Das Spezial-Unternehmen für Deutschland-Fahrten



Das Ziel Ihrer Sommerreise?

... als **OSTSEEBAD** nur **BOLTENHAGEN!**

EISE UND ERHOLUNG 1934

dem Seral". Die Eintrittspreise für die Wagner-
führungen bewegen sich zwischen 8 und 20 RM.,
die Mozart-Aufführungen zwischen 5 und 20 RM.

Schsbahn baut ostpreußische Bäderbahn

DV. Um die Nordwestküste der Samlandküste mit
Bernsteinwerk in Palmnicken, dem Leuchtturm von
sterort und den tiefen Schluchten und herrlichen
Idern dem Verkehr zu erschließen, hat die Deutsche
Schsbahn den Bau einer Bahn von Palmnicken nach
rniken in ihr großzügiges Arbeitsbeschaffungspro-
nm aufgenommen. Die 18 km lange Bahn, für die
ein- bis anderthalbjährige Bauzeit vorgesehen ist,
d von Palmnicken über Groß-Dirschkeim, Klein- und
Sch-Ruhren nach Warnicken geleitet, wo sie Anschluß
die Samlandbahn erhält. Von hier aus können in
der Eisenbahnfahrt die bekannten Badeorte Geor-
swalde, Rauschen und Eranz erreicht werden.

Sonderfahrten

nach Meran, in die Dolomiten,
zum Gardasee und nach Venedig

Für die in diesem Jahre zu den Passionspielen in
erammergau strömenden Besucher veranstaltet die
raftfahrt-Gesellschaft der Dolomiten" (Società
tomobilistica Dolomiti) von Mai bis September
nderfahrten, welche einen Abstecher nach Meran, in

die Dolomiten, zum Gardasee und nach Venedig er-
möglich. Die Autobusse verkehren zweimal wöchentlich
von Oberammergau nach Bozen und zurück. Platz-
vermerkungen werden von der Generaldirektion der
Gesellschaft in Cortina d'Ampezzo vorgenommen, welche
auch alle weiteren Auskünfte erteilt.

Verlängerung der 70% igen Fahrpreis- ermäßigung nach Rom

Die 70% ige Fahrpreisermäßigung nach Rom zum
Besuch der Revolutions-Ausstellung ist bis zum 28. Okt.
1934 zu denselben Bedingungen mit einer Gültigkeit der
Fahrkarte von 30 Tagen verlängert worden. — Eben-
falls besteht bis zu dem vorgenannten Datum weiterhin
die Möglichkeit, nach dem Besuch der Revolutions-
ausstellung von Rom aus eine um 70% ermäßigte
Fahrkarte nach Neapel zu erlangen.

Vom Aachener Waldhotel zum Zwingenberger »Anker«

3500 Hotels im „Deutschen Hotel-Führer 1934“

Rund 3500 Hotels deutscher Städte, Bäder, Kur-
orte und Sommerfrischen enthält die soeben erschienene
Ausgabe 1934 des „Deutschen Hotel-Führers“, der
zum ersten Male vom neuen „Reichseinheitsverband
des deutschen Gaststättengewerbes“ gemeinsam mit der
„Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr“

BAD SALZSCHLIRF und sein Bonifaziusbrunnen!

Bade- und Trankkuren
in Salzschlirf
Kurtaxe RM. 33.—
Kurhaus und Badehof, im
Kurpark gelegen

Haustrinkuren,
rein natürl. Füllung,
von den Krankenkassen meist
außerhalb des Regelbetrages
zugelassen

Wirksamste ätiologische Bekämpfung von Gelenk- u. Muskel-
erkrankungen, Kreislauf- und Stoffwechselstörungen, ins-
besondere: Harnsäure-Diathese, Gicht, Rheuma, Arthrosen
Deformans, Neuralgien, Ischias, Herz- und Gefäßkrank-
heiten, Nierensteine, Gallensteine, Leber- und Gallen-
blasenerkrankungen, Darmträgheit, Fettucht, Diabetes.

Literatur u. Prospekte kostenlos durch die Badeverwaltung

Spiekeroog

die grüne Nordseeinsel
das idyllische Familienbad

Schöner, breiter Strand

Reizende Waldpartien

Prachtvolle Dünenlandschaft

Bequeme Reiseverbindungen. Preiswerte Hotels und Pen-
sionen. Prospekte kostenlos durch die Kurverwaltung.

Bad Wildungen für Niere und Blase
ZUR HAUS-TRINKKUR: bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker **Helenerquelle**

REISE UND ERHOLUNG 1934

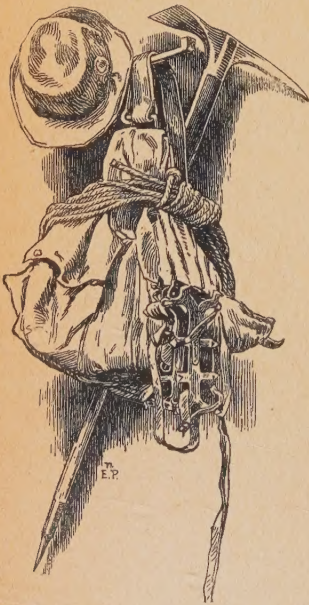
(RDV) herausgegeben ist. Die im Reichseinheitsverband (RDV) erfolgte Zusammenfassung der verschiedenen Gruppen des Gaststättengewerbes, die früher in mehreren selbständigen Verbänden organisiert waren, ist auch dem „Deutschen Hotel-Führer“ zugute gekommen; denn er enthält jetzt etwa 1000 Hotels mehr als die letzte Ausgabe. Das über 100 Seiten starke Heft, das mit seinen genauen Preisangaben und allen sonstigen Einzelheiten in übersichtlichen Tabellen ein guter Reisehelfer ist, erscheint in fünf verschiedenen Ausgaben: deutsch, englisch, französisch, italienisch und spanisch und wird u. a. auch durch die Vertriebsorganisation der „RDV“ in der ganzen Welt verbreitet.

Deutsches Verkehrsbüro in Amsterdam eröffnet

In Amsterdam wurde in Gegenwart von Vertretern holländischer und deutscher Behörden das „Deutsches Verkehrsbüro“, das neue Auskunfts- und Werbebüro der „Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr (RDV)“, eröffnet. Das in einer der Hauptverkehrsstraßen Amsterdams — in der Kalverstraat 111 — gelegene Büro wird die bisherige Arbeit der RDV-Auskunftsstelle in Rotterdam in wesentlich erweitertem Umfange durchführen.

Reisen Sie nach Ostpreussen ?

Dann vergessen Sie nicht den soeben in der Sammlung „Meyers Reisebücher“ in 2., erweiterter Auflage erschienenen Band „Ostpreußen, Danzig, Memelgebiet“. Mit einem Geleitwort v. Landeshauptmann Dr. Blunk und einer landeskundlichen Einleitung von Dr. E. J. Müller, Königsberg. 236 Seiten, 26 z. T. mehrfarbige Karten u. Pläne, 15 Kunstdruck-Bildtafeln u. 1 Zeichentafel. In Ganzleinen geb. 3.80 RM.



Pickel, Seil und Steigeisen, Wetterhut und „Schneeflex“ —

das sind, wie im Bild, auch für den Text der

Deutschen Alpenzeitung

die richtunggebenden Symbole. Seit 29 Jahren berichtet sie so durch den Mund anerkannter Könnner vom Kampf des Menschen um den Berg, pflegt in Wort und Bild die Kenntnis der Alpenwelt und ihrer Bewohner, weckt durch ihre prächtigen Kunstbeilagen immer wieder aufs neue die Liebe zu den Bergen. Ihre Lektüre bedeutet ein seelisches Bad, eine wirkliche Erholung von harter Tagesarbeit.

Bestellen Sie sich gegen 15 Pf. Postgeld-einsendung in Marken ein Probeheft vom

Bergverlag Rudolf Rother, München 19/5

EUGEN DIESEL

Seltfamer Rapport über die Weltlage

Referent: Auf der ganzen Erde verändern sich die Systeme der Warenerzeugung und -verteilung, verschieben sich die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Märkte, die sozialen Ordnungen, die innern wie äußern politischen Machtzustände. Eine soziale und politische Kraft jenseits der Nationen hat sie alle zusammen unbarmherzig angepackt und zwingt sie, ein Schachspiel zu spielen, wie es in der Welt noch nie gespielt worden ist. Die alten Gebäude der Wissenschaft, der Philosophie, der Religion verlieren ihr Ansehen. Die Massen sind in Bewegung.

Skeptiker: So etwas kennt die Weltgeschichte seit je.

Referent: Die früheren Vorgänge waren lokal, die heutigen sind universal. Die Gleichzeitigkeit der Umwälzung auf der ganzen Erde, die ähnliche Beschaffenheit der umwälzenden Kräfte und der durch sie hervorgerufenen Problematik zeugt vom umfassendsten und einheitlichsten Geschichtsprozeß aller Zeiten. Geist, Kultur, Gesellschaft werden überall durch ihn verändert.

Skeptiker: Sie leiten geistigen und kulturellen Rang der Krise von einer äußerlichen, wenn schon universalen Lage ab.

Referent: Jawohl! Wir dürfen die Bedeutung einer Sachlage doch deswegen nicht verkleinern, weil sie mit der höheren Kultur zunächst nichts zu tun hat. Ich stelle einfach die Sachlage fest. Sie treten von vornherein auf einen verkappten kulturellen oder religiösen Standort, und ich höre schon den Einwand, daß etwa die Erscheinung Christi das größte aller historischen Ereignisse gewesen sei. Aber einzelne Ereignisse und Erscheinungen sind anders zu begutachten als ein Gesamtprozeß, den wir zunächst einfach feststellen. Und hierbei sagt mir ein Blick über die Erde und mein gesunder Menschenverstand: Alle Völker sind in Umlagerungen hineingewirbelt worden, die einige allen gemeinsame Ursachen besitzen müssen und die gleichzeitig verlaufen. Das hat es früher niemals gegeben. Also ist es erstens neu, zweitens, als Geschichtsprozeß gesehen, von Bedeutung, drittens offenbar sehr gefährlich und unberechenbar. Wenn sich alle Verhältnisse überall gleichzeitig umlagern, und das tun sie, dann müssen sich entsetzliche Explosionen und Reibungen einstellen. Alle alten Zustände reagieren gegen einen neuen Gesamtzustand. Wir leiden nicht unter den Folgen des Weltkrieges, sondern der Weltkrieg war schon ein Anzeichen der mit den alten politischen Mitteln nicht mehr beherrschbaren Gesamtlage. Ich frage: sind Arbeit, Geist, Kultur, Religion, Schicksal von der Art und dem Aufbau der Beziehungen der Menschen untereinander abhängig, oder sind sie es nicht?

Skeptiker: Ja, natürlich.

Referent: Wenn über die Erde hin ein gleichzeitiges politisches und psychologisches Kräftespiel begonnen hat und dies Spiel obendrein sehr heftig ist, können sich da die einzelnen Völker und Kulturen solchen Einflüssen entziehen?

Skeptiker: In vieler Hinsicht nicht.

Referent: Was früher nachbarlich, dörflich, städtisch, stammlich, völkisch war und auf begrenztem Operationsfeld um Form und Einfluß rang, das muß heute aus den Gesamtbeziehungen der Erde um Form und Ausdruck ringen.

Skeptiker: Das kann alles eine perspektivische Täuschung sein. Auch früher machten religiöse und politische Gedanken ihren Weg um die ganze Erde.

Referent: Nie in diesem Tempo, dieser Gleichzeitigkeit, dieser Unentrinnbarkeit!

Skeptiker: Seelische Prozesse in der Wesenstiefe der Nation schaffen von sich aus gebieterisch neue Lagen, ganz unabhängig von den äußeren Umständen.

Referent: Diese Feststellung von Mächten, die man geistig oder irrational oder sonstwie nennen mag, erschüttert doch nicht meine These, daß das Netz der Menschheitsbeziehungen über die Erde hin gewandelt ist und gewandelt bleibt. Der nationale und der übernationale Prozeß sind von nun an ein einziger Doppelprozeß, und diese Tatsache allein muß schon revolutionäre Folgen haben.

Skeptiker: Was heftig an bestehenden Zuständen rüttelt, das ist immer revolutionär genannt worden. Sie leiten aus nicht zu leugnenden neuen Sachlagen auf übertriebene Weise ein neues Bild für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ab. Gegen das Befehlende und Kosmopolitische der neuen Weltlage können wir uns genau so wehren, wie man sich einst gegen Napoleon wehrte.

Referent: Die Macht oder Sachlage, die heute ihren gewaltigen Einfluß ausübt, steht außerhalb jedes Vergleiches mit der bisherigen Geschichte. Es handelt sich nicht um ein Ringen zwischen Völkern, das über neue gesellschaftliche und politische Zustände entscheiden wird, sondern um ein Ringen aller Völker mit der sonderbaren Kraft des Zeitalters. Überflüssig zu sagen, daß das Ringen zwischen den Völkern nicht aufhören wird, aber auch der drohende japanische Krieg wird sich in einem ganz neuen Schicksalsraum abspielen, ja, der Zusammenprall der Weltmächte ist sogar eine Folge des neuen Zustandes und wäre ohne die Wirkungen und Hilfsmittel der Technik gar nicht denkbar, auch nicht ohne die durch die Technik hervorgerufene Gleichzeitigkeit des politischen Bewußtseins auf der ganzen Erde.

Skeptiker: Der nationale Gedanke ist stärker als je.

Referent: Gerade das folgt aus meiner These: Weil die Völker nicht nur mit den alten gewohnten Segnern, sondern mit den übernationalen Tatsachen zu ringen haben, muß sich auf Grund von einfachen psychologischen Gesetzen der Nationalismus verstärken.

Skeptiker: Das ist konstruktiv. Jene übergeordnete Gewalt ist ja nur eine Fiktion, eine Deutung, ein seelischer Zustand, aber keine echte Wirklichkeit. Volk hingegen ist und bleibt Volk. Der irdische Zustand als Mensch und Volk ist erforscht und gibt nichts wesentlich Neues her. Es werden Jahrzehnte kommen, die sich ein ganz anderes Bild von unserer „Weltrevolution“ machen, ihre Bedeutung wird zurücktreten, es wird sich herausstellen, daß wir uns perspektivisch getäuscht haben. Diese Weltrevolution ist nichts anderes als ein etwas heftigerer Ausschlag des altgewohnten geschichtlichen Auf und Ab. Freilich muß man zugeben, daß sich absonderliche und ungeheure Dinge ereignen, aber sie sind nicht absonderlicher als vieles, was wir von früheren Zeitaltern kennen. Sobald ein wirtschaftliches und politisches Gleichgewicht oder wenigstens eine Beruhigung auftritt, werden die Völker so weiterleben wie immer, das eine niedergerungen, das andere siegreich, mit abnehmendem oder zunehmendem Handel, mit abgebauter oder ausgebauter Technik, je nach den Verhältnissen und Erfordernissen. Dann wird diese Weltrevolution nicht mehr als einzigartig erscheinen, sondern als ein normaler Abschnitt der Geschichte. Dann endet der Überschwang, der Strom fließt wieder in seinem alten Bett.

Referent: Natürlich kommt ein Ausgleich oder ein neues weltgeschichtliches Kompromiß, schon deswegen, weil die Menschen unmöglich Jahrzehnte hindurch in der gleichen Anspannung leben können. Aber die Grundlagen des kommenden Zustandes werden unweigerlich andere sein. Ein radikal neuer Weltzustand muß als Folge der Verschiebung aller gesellschaftlichen Berührungen und Beziehungen auftreten. Im alten, lokalen und nationalen Sinne gibt es kein Kompromiß, keine Atempause mehr. Ungeheuerlich rollt und wälzt sich alles weiter fort. Die zwei Milliarden im neuen Schicksalsraum zusammengespannten Menschen zertrümmern, unbewußt und unwillkürlich, die politischen und sonstigen Rahmen, welche die Völker heute zimmern. Welche Kriege und Unruhen der Vergangenheit wir zum Vergleich hernehmen, immer konnte man damals eine friedlichere Zeit wirklich voraussehen, einen Frieden, in welchen das alte nationale Erbgut, wenn auch von der Zeit abgewandelt, im Wesen aber doch unangetastet mit hinübergenommen war. Heute aber wäre die Voraussicht solcher angenehmen Atempausen und Kompromisse, die unsere alten Grundlagen zum großen Teil unangetastet lassen, sehr trügerisch. Immer, wenn sich in unserer Epoche ein Teilgeschehen nationaler, politischer, weltwirtschaftlicher Art unter ungeheurem Getöse abgewickelt hat, immer wenn wir hoffen sollten, den Vorhang vor einer friedlicheren oder behaglicheren Szenerie aufgehen zu sehen, jedesmal geht eine wilde und unbehagliche Szene auf, und wir wissen, daß auch die nächste und übernächste nicht viel anders aussehen wird. Im Dreißigjährigen Kriege konnte man sagen: eines Tages werden die Parteien Frieden schließen. Dann wird man den Acker bestellen, Handwerk und Handel treiben, die Kinder werden unter den Fürsten heranwachsen und Krieg oder Frieden erleben. Das waren vernünftige, auf tausend Erfahrungen beruhende Annahmen, die recht behielten. Wo sind sie heute? Wo sind die festen Grenzen, hinter denen eine Nation, ein Staat wieder für sich allein ein neues Szenarium errichten könnte? Wo ist der handgreiflich sichere und ernährende Acker, das harte Geld, die Mauer und Schanze, der Markt und der Bürger und der Fürst? Nein, da ist überall nur Begriff, Unsicherheit, fließende Form, schwankender Glaube, Vermutung, Unentschiedenheit. Wir starren in ein Becken voll ungeheurer Überraschungen. Wird man je wieder friedlich und gesichert arbeiten und sparen können? Wird der Geist, das Gemüt sich Vorstellungen und Gefühle sicherer Art zu erschaffen vermögen? Nego ac pernego, würde Schopenhauer sagen, ich leugne es und leugne es abermals. Wenn wir die Politik im Innern ordnen, so bleibt riesengroß die mit der ganzen Welt und ihren Problemen verflochtene Außenpolitik. Ordnen wir diese, dann bleibt die Ungeheuerlichkeit des Produktions- und Verrechnungsproblems. Ordnen wir dieses, dann steht die soziale Frage da, ebenfalls mit allen Zuständen der ganzen Welt verflochten. Und gelänge es, diese zu ordnen, dann blieben die geistigen und psychologischen Dinge, die alle in höchster Unordnung sind. Dabei befindet sich alles in totaler Abhängigkeit voneinander, so daß es kaum gelingen kann, ein einzelnes dieser Gebiete für sich zu bereinigen. Sie alle auf einmal zu bereinigen ist aber Utopie. Wollen Sie bitte daraus folgern, was uns noch an Unruhe bevorsteht.

Skeptiker: Gut! — Aber wenn bei den verschiedensten Nationen auf der ganzen Erde ähnliche Beobachtungen zu machen sind, die auf eine einheitliche revolutionäre Kraft hindeuten, so muß diese Kraft oder Ursache wenig abgeleitet, ja ausgesprochen einfach oder elementar sein. Denn sonst könnte sie, bei der großen Verschiedenheit der Kulturkreise, nicht diese totale Wirkung haben.

Referent: Die moderne Technik ist die Bewegerin, die Umstürzerin.

Skeptiker: Ich erwartete diese Antwort. Sie sagt mir wenig. Es kann nicht so wichtig sein, ob ich die Dinge mit oder ohne Maschine herstelle, ob ich mich langsamer

oder schneller über die Erde bewege, die Dinge heute oder morgen erfahre. Das rüttelt nicht an der Kultur, der Religion, der Nation; höchstens in einem plump zerstörenden Sinn.

Referent: Sie gleiten von der Betrachtung der Sachlage wieder in Wertungen ab. Warum soll die Technik nicht seelisch und national und kulturell revolutionieren? Der Übergang von der Steinzeit in die Metallzeit bedeutete nichts anderes, als daß man begann, statt Steinen für viele Zwecke Metall zu verwenden. Das hat Kultur, Politik, Kriegsführung, wahrscheinlich auch die Religion, vor allem aber die Gesellschaft revolutioniert. Setzt es die dann folgende Geschichte herab, daß ein elementarer technologischer Schritt die Ursache war? Wir nun erlebten den Übergang von der maschinenlosen Zeit in die Maschinenzeit. Dieser Übergang ist heftig, dramatisch, geschwind. Die Steinzeit ging langsam in die Metallzeit über. Aber die Waffen und Methoden von 1850 oder sogar von 1914 versagen völlig gegen die von 1934. Es wird uns ein fürchterliches geschichtliches, geistiges, wirtschaftliches Tempo vorgeschrieben, und die Völker reagieren in der Retorte der modernen Geschichte auf die allerheftigste Weise. Bis zur Erzwingung ganz und gar neuer politischer und sozialer Ordnungen kann es keine Atempause geben. Betrachten wir die Wehrpolitik. Selbst wenn sich ein Volk entschliesse, mit einem eingeschränkten Maschinenpark zu arbeiten und sich nicht mehr auf die ewige Verbesserung, Zuspitzung, Rationalisierung der Methoden zu werfen, so bliebe das undurchführbar, denn es kann nicht auf Verteidigung verzichten. Verteidigung aber bedeutet die äußerste Anspannung aller geistigen, wirtschaftlichen, technischen Mittel, um den Standard an Maschinen und Waffen halten zu können. Weiter! Der Übergang vom Werkzeug zur Maschine ist schon darum unsagbar viel dramatischer als der vom Stein zum Metall, weil die Produktion um ein Vielfaches multipliziert werden kann und diese Produktion mit Verkehrsmaschinen überall hintransportiert wird; weil durch die Nachrichtenmittel ein allgemeines Bewußtsein über die Erde hin herrscht, weil alle Räume der Welt erschlossen sind oder werden. Die Form der Maschinenwirtschaft hat alle sozialen, ständischen, patriarchalischen Bindungen aufgelöst, die nur allenfalls durch harte Gesetze organisatorisch, aber nicht organisch, erzwungen werden können. Solche Abwehr, solche Organisierung des nicht Organisierbaren, hat es notgedrungen mit der Masse zu tun, ist Mechanisierung und Spezialisierung, vertritt das Unlebendige im gesellschaftlichen und geistigen und seelischen Sinne. Zugleich aber sind die Menschenmassen ziffernmäßig riesig angeschwollen. Alle Politik vollzieht sich im Blickfeld aller Völker, alle Ideen sind gleichzeitig losgelassen, alle Kulturkreise mengen sich. Und so weiter.

Skeptiker: Eines Tages werden die Völker dies alles abschütteln, die Völker befinnen sich, die irrationalen Kräfte wachsen, die Dinge werden vom Menschen her bezwungen.

Referent: In Ihrer Skepsis, Ihrem Widerwillen, die harte Sachlage zu sehen, gleiten Sie wieder in unbestimmte Wertbetrachtungen über. Ihre irrationalen Kräfte sind freilich da, das merken wir heute zumal im Bösen wie im Guten, und ich bin überzeugt, daß sie immer wirkungsvoller auf den Plan treten werden. Aber niemals geraten sie in eine Situation, eine Umwelt, in soziale oder politische Zusammenhänge, die auch nur von fern an das alte Kulturbild des Abendlandes erinnern. Diese aber noch vorhandene alte Kultur tritt in die heftigste chemische Reaktion mit den neuen Zuständen. Vom Alten bleibt gerade so viel, als sich mit den Gesetzen des neuen Weltalters verträgt. Das mag — ich leugne es nicht — recht viel sein. Homer und einiges andere ist unsterblich. Aber selbst das Alte,

welches sich hinüberrettet, gerät grundsätzlich in neue Zustände, neue Perspektiven und rückt innerhalb der zukünftigen Kultur an ganz andere Orte. Aus den neuen Lebensgrundlagen tritt etwas Neues hervor, das insofern es Kultur oder Geist sein soll, erst erarbeitet und gestaltet werden muß. Eine neue Epoche beginnt zu herrschen. Hoffen wir, daß der Menscheng Geist auf die Epoche zu wirken vermag, und daß nicht der Untermensch siegen wird.

Skeptiker: Sie führen die Dinge plausibel und geschickt aus. Aber seelische Vorgänge können in der völkerschemischen Reaktion so hervortreten, daß sie die Störungen durch das technische Intermezzo beseitigen. Einkapseln der übermächtigen technischen Kräfte, ein Netz von politischen Vereinbarungen oder Machtentscheidungen, Ausbilanzierung der Wirtschaft — und dies Ihr technisches Weltbild verblaßt in unserm Bewußtsein, den kulturellen Kräften im konservativsten Sinn ist wieder der Weg gebahnt.

Referent: Wir widersprechen uns gar nicht. Wenn man an das Wesen denkt und nicht an die Form, so stimme ich mit Ihnen über das Anzubahnende überein. Aber es darf nicht romantisch, stimmungsgemäß, ideologisch und verstiegen, mit falschgerichteten Wunschträumen und dem Ableugnen tatsächlich gegebener Sachverhalte angebahnt werden. Vergessen wir vor allem nicht, daß viele Ergebnisse der Technik einfach nicht rückläufig gemacht werden können, und daß damit das politische, kulturelle, soziologische Bild ganz außerordentlich abgewandelt wird. Die heute geltenden Bedingungen sind so, daß in den gleichen Ländern mit rassistisch ähnlichen Menschen nicht noch einmal die gleichen Nationen entstehen könnten. Die neuen Bedingungen sind da, als Umwelt, als übernationaler Lebensraum, sie sind genau so wirksam wie früher das maschinenlose Land, unter dessen Einfluß sich die Nationen gestalteten.

Skeptiker: Auch die Technik ist nur der Ausdruck eines entstehenden und wieder vergehenden Kulturkreises.

Referent: Da wir es unweigerlich mit der ganzen Erde zu tun haben, so wird, selbst bei Zerstörung von Nationen und ganzen Erdteilen, immer eine Anzahl von Völkern und Menschen da sein, die das technische Erbe verwalten und vermehren. Und jedes Volk mit Technik ist jedem Volk ohne Technik so überlegen, daß eben doch die Technik die Arbeitsform der Zukunft bleibt. Wenn irgendwo Technik ist, dann wird sie immer wieder die ganze Welt erobern.

Skeptiker: Die noch nicht eingetretene Zukunft fügt sich willig dem blendenden und spekulativen Gedanken. Denken Sie bitte mal von der anderen Richtung her! Glauben Sie wirklich an einen politischen Zustand, der das Auf und Ab, die Kriege, die Auseinandersetzungen, das Vorherrschen und Zurücktreten einzelner Völker nicht mehr kennt? Ganz ersichtlich ist das unmöglich!

Referent: Ich bin ganz Ihrer Anschauung. Daß man so aneinander vorbeireden kann! Natürlich bleibt insofern alles beim alten, als man es mit den alten Menschen und mit gruppierten Menschen zu tun hat. Aber die ewigen menschlichen und völkischen Wiederholungen spielen sich doch in ganz neuer Szenerie, in ganz neuen Zusammenhängen ab, ballen anderen welthistorischen, geistigen sozialen Stoff in ganz anderer Färbung zusammen. Und unser Szenenwechsel ist viel größer als die früheren Szenenwechsel der bekannten Geschichte. Mehr behaupte ich nicht. Ob wir das Weltrevolution nennen oder anders, ist belanglos.

Skeptiker: Zugegeben. Aber ich renne immer noch gegen die Überschätzung Ihres übernationalen Lebensraumes, wie Sie es nennen, an. Tatsache ist, daß alle höhere Menschen- und Gruppenordnung bisher ihre Grenze an der Nation

gefunden hat. Es gibt keine höheren Gruppen- und Ordnungsgebilde auf Erden. Wollen Sie nun etwa der ganzen Weltzenerie eine solche Ordnungsseele einhauchen? Das ist Utopie! Darum ist und bleibt die eigentliche Revolution die nationale Revolution, welche über die ganze Erde hin die übernationale Szenerie zur Ordnung rufen wird, sie allenfalls abbaut oder sogar vernichtet.

Referent: Auch hier sehe ich die Dinge gar nicht so sehr anders als Sie. Ich behaupte aber, daß weder die nationale, noch die übernationale Szenerie zu vernichten ist. Die nationale wird kräftiger und reifer werden, denn sie ist Tatsache und muß sich gegen neue Tatsachen verteidigen. Umgekehrt heischt die übernationale Szenerie oder Struktur oder Tatsache ebenfalls ihr Recht. Den irdischen Gesamtprozeß leugnen zu wollen, ist läppisch, und in diesem neuen Prozeß sind eben Kräfte und Zusammenhänge am Werke, die es früher nicht gab, für die wir keine Analogie besitzen. Die Aufgabe ist, die Lebensformen für das neue Nationale plus dem neuen Irdisch-Übernationalen zu erarbeiten.

Skeptiker: Wer sagt Ihnen, daß das möglich ist?

Referent: Ich weiß nicht, ob es möglich ist, aber ich weiß, daß es notwendig ist. Das Leben geht weiter. Natürlich aber sind die Menschen nicht fähig, sich von heut auf morgen an die außerordentlich ungewohnte neue Lebenslage anzupassen. Explosionen werden sich ereignen, die Dinge bleiben im Fluß, ungeheuerliche Prozesse werden sich unter neuen Gefahren und unbekannten Lebensstimmungen abspielen. Unsere deutsche Revolution ist nichts anderes als die Reaktion gegen die Weltlage. Da wir besiegt waren und die Nöte der Welt am heftigsten empfinden, mußte sich etwas derartiges bei uns abspielen, und wir sollen froh darüber sein, weil wir die Aussicht haben, auf diese Weise allmählich ein sehr modernes, vielleicht das modernste Volk zu werden. Es wird immer mehr Not geben: geistige, wirtschaftliche, politische, kriegerische. Ein Kompromiß ist nicht möglich. Nur wenn sich Formen des Geistes, der Seele, der Religion, der Wirtschaft, der Technik, der Politik einzufinden beginnen, die wahrhaft modern und wahrhaft national sind, erst dann dämmert das erste Morgenlicht über der großen Krise.

Skeptiker: Ihre Überschätzung der Weltkrise läßt Sie Ansprüche an Volk und Geist stellen, die utopisch sind. Eine Aufgabe, die nationale, genügt.

Referent: Das ist ein frommer Wunsch, denn die andere Aufgabe muß eben auch gelöst werden. Aber freilich ist der wirre und komplizierte Kompromißgeist unserer Übergangszeit der Zukunft noch nicht gewachsen. Durch die besorgniserregende Verwicklung aller sozialen und politischen Verhältnisse scheinen die geistigen Aufgaben selbst dem Genie über den Kopf gewachsen zu sein.

Skeptiker: Wieso? Es gibt sehr brauchbare und klare und einfache Formulierungen für allerhand Weltgeschehnisse.

Referent: Viele Deutungen für den Gebrauch des Volkes bestehen aus einem Gemisch von einzelnen Beobachtungen, Schlagworten, Schlagtrufen, Begriffen, die die Leidenschaft entzünden oder das Verständnis zu vermitteln scheinen. Solche summarischen Deutungen, ideologischen Programme oder programmatischen Ideologien entsprechen aber weder der Wahrheit noch der Wirklichkeit. Wenn man damit an die harte und verwickelte Wirklichkeit unserer merkwürdigen Zeit gerät, dann zerspringen sie in Staub wie jene Bologneser Fläschchen.

Skeptiker: Und doch sind mir diese vereinfachten Deutungen lieber, als jene verstiegene Geistigkeit, wie sie heute immer noch nicht gestorben ist. Jene einfachen Rufe und Bilder treiben das politische Geschehnis weiter, und die Geistigkeit bringt praktisch nichts zuwege. Der ganze geschichtliche Vorgang ist immer reicher

und verwickelter geworden, wenn man ihn mit der geistigen Brille sieht. Immer zahlreichere Forscher beschäftigen sich mit dieser auseinanderplatzenden und doch zusammengehörigen Materie. Jede analytische Perspektive kreuzt sich auf die störendste Weise mit andern analytischen, aber auch synthetischen Perspektiven. Jeder Forscher ist der Ansicht, daß ohne seine Arbeit die Arbeit des andern Forschers einseitig ist und hinft. Viele deutende Werke müssen selbst erst gedeutet werden. Im Material und in der Seele gefälschte, weitumspannende und doch dogmatisch enge, innerlich verlogene, barocke Produkte haben sich seit Jahrzehnten in Massen über Deutschland ergossen. Heut steht dieser Zeitengeist da wie ein Prügelnabe. Nichts hat geholfen, kein Schrei nach Religion oder Philosophie. Die Synthesen hauchen ihre Seelen im Ragnarök stets wechselnder Geisteshaltungen aus, denen die innerlichste Einfachheit, Geradheit und Schlichtheit fehlten. Nichts von alle dem hat uns etwas gebracht, von dem man sagen könnte: das ist entscheidend einfach, richtig, wahr, klar, fruchtbar, anständig, hiermit können wir etwas anfangen, können wir deutlich denken, klar sehen, rein fühlen und beginnen, uns in unserer Zeit zurechtzufinden.

Referent: Bravo! Sie schildern die verzweifeltsten und verstiegenen Anpassungsversuche eines Geistes, der die ganze Last der künstlerischen und geistigen und politischen Vergangenheiten mit sich herumschleppte und mit dieser geliebten Last in die neue Zeit hineingeriet. Er sucht nun diese neue Zeit nicht aus ihren eigenen Gesetzen und Linien heraus zu deuten, sondern aus den Erfordernissen der alten Wissensgebiete, aus einem geistigen Innern heraus, das schon draußen keine rechte Wirklichkeit in seinem Sinne mehr vorfindet. Daher zum Beispiel das ganz und gar verzweifelte Gebahren der verschiedenen Wissenschaften, welche sich mit der Wirtschaft befassen. Der wissenschaftliche Wortschak und die Geheimkunst wird um Vorgänge herumgehäuft, die grundsächlich ganz anders, nämlich unbefangen nach den Tatsachen der Zeit gedeutet werden müßten. Im Grunde ist unser Geist heute noch zunächst beflissen, die Wissensgebiete zu vermehren. Dort, wo er eingebildet und majestätisch darüber hinaus ins „Synthetische“ hinübergreift, baut er nur allzu leicht schillernde, gekünstelte Gebäude auf. Die chemische Reaktion eines derart veralteten Geisteszustandes mit den neuen Zuständen erzeugt notgedrungen Untergangsvisionen. Wenn man unbekümmert, klar, ohne Sentiment und Ressentiment, ohne Bindung an Wissensgebiete die heutige Welt zu überblicken trachtet, so müßte man zu Ergebnissen gelangen, die das ganze Volk versteht und die gleichwohl wahr und wirklich, also Wissenschaft im besten Sinne sind.

Skeptiker: Ich fange an, zu begreifen, wo Sie hinaus wollen.

Referent: Halten Sie es jetzt vielleicht für möglich, daß man die außerordentliche Neuartigkeit unserer Lage anerkennt, ihre Schwierigkeiten durchschaut und gleichwohl einer zugleich sachlichen und idealen Überzeugung ist, daß Geist und Gemüt, Volk und Nation, Wirtschaft, Kultur und Arbeit Hebel und Formen finden können, mit denen in der neuentstandenen Welt gelebt werden kann? Daß sich eines Tages unser Zustand entkrampfen wird?

Skeptiker: Ich halte es für möglich. Aber darüber möchte ich von Ihnen gern noch Näheres erfahren.

PAUL FECHTER

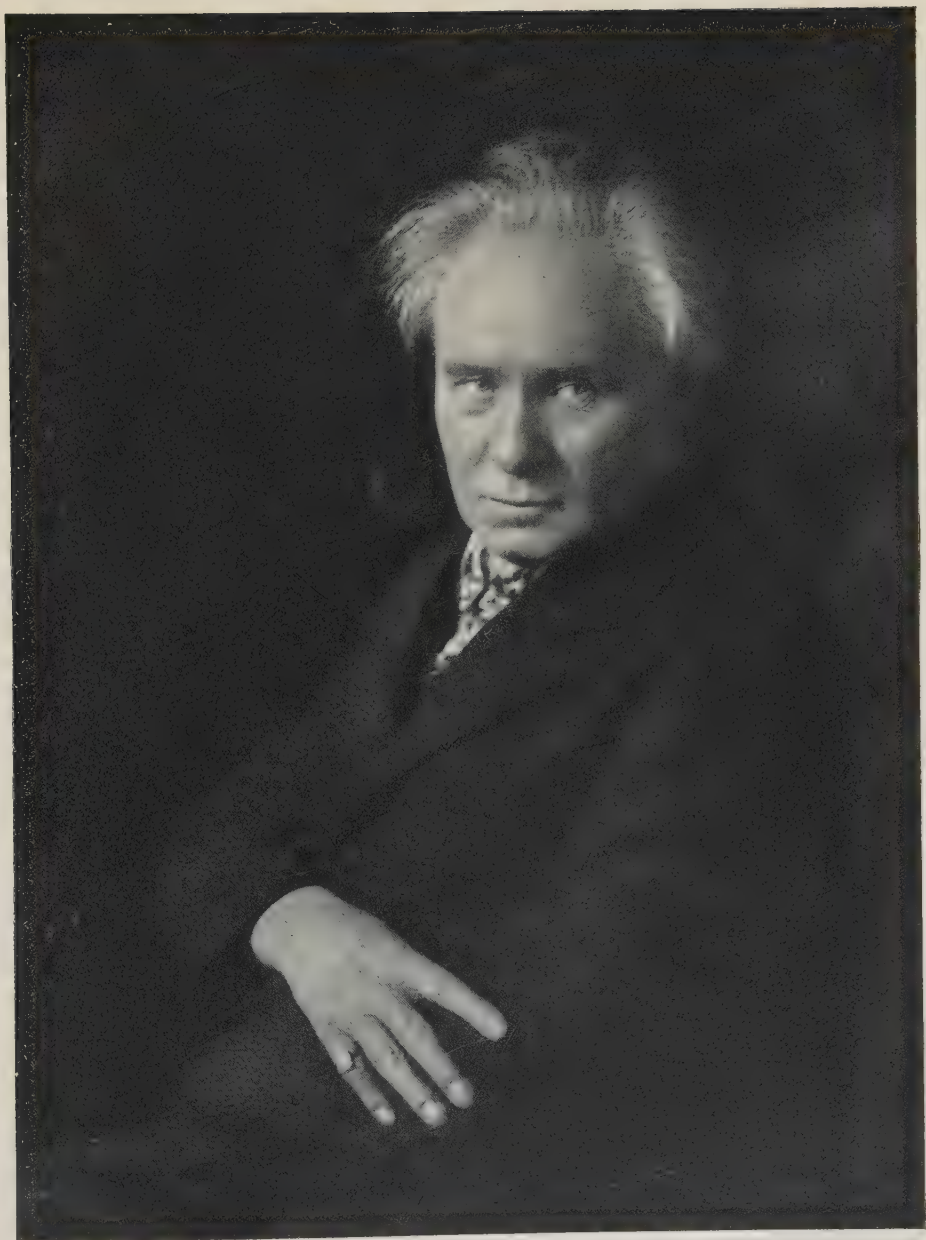
Vergangenes Europa

Zur Melchior Lechter=Ausstellung

Die Betrachtungsweise des letzten Menschenalters ging im wesentlichen darauf aus, die deutsche Kunstentwicklung etwa seit 1870 als lediglich unter dem Bann des französischen Vorbildes stehend zu betrachten. Seit Anselm Feuerbach bekannt hatte, daß seine Lehrmeister die großen Franzosen gewesen seien, mit welchem Wort er merkwürdigerweise auch einen Maler wie Couture meinte, seit Leibls berühmter Unterhaltung mit Courbet, die sich hauptsächlich in der Form immer wiederholten stummen Anstoßens mit Maßkrügen vollzog, und vollends seit der Entdeckung des Impressionismus durch die Berliner Malerei der Jahrhundertwende war Frankreich für die Kritik wie für die Geschichte der entscheidende Induktionsfaktor unserer Malerei, neben dem alles Übrige in den Schatten trat.

Es wird sich kaum vermeiden lassen, diese Betrachtungsweise einmal einer Überprüfung zu unterziehen. Denn je weiter die Entwicklung der letzten Jahrzehnte von uns abrußt, desto stärker wird sichtbar, wieviel an Einfluß neben und über dem Französischen von England zu uns gekommen ist — und zwar nicht nur in der Malerei. Die Rolle zum Beispiel, die Constable für den Durchbruch des deutschen Landschaftsgefühls gespielt hat — Meier-Gräfe hat sie am Beispiel des jungen Menzel aufzuzeigen versucht — ist noch gar nicht in ihrer wirklichen Bedeutung klargelegt; die Einflüsse, die auf dem Umweg über Wien kamen, sind eigentlich nur von den Österreichern festgestellt worden, und die ganze Riesenwelle englischer Einwirkungen, die um 1900 auf fast allen Gebieten, von der Architektur bis zur Gartenstadtsiedlung, von der Buchkunst bis zur Theaterausstattung zu uns kamen und Nachwirkungen hinterließen, die heute noch nicht völlig verblaßt sind, ist halb vergessen, kommt einem selbst höchstens wieder einmal zum Bewußtsein, wenn man Ausstellungen durchwandert wie die des Malers Karl Leipold, den das Kronprinzenpalais zeigte, oder wie die schöne Übersicht über das Werk Melchior Lechters, die jetzt die Galerie Gurlitt veranstaltet hat. Da wird dann sichtbar, daß die französische Induktion nur eine Teilkraft des Jahrhunderts war, und daß vor allem, was die eigentlich moderne Entwicklung, die expressionistische angeht, England eine viel größere Rolle gespielt hat, als man bisher annahm — insofern nämlich, als die erste Phase der expressionistischen Bewegung, die man meist unter andern Kennworten wie symbolistisch oder stilistisch verzeichnet hat, ganz stark von England her bestimmt war — soweit sie nicht ein gesamteuropäischer Vorgang war.

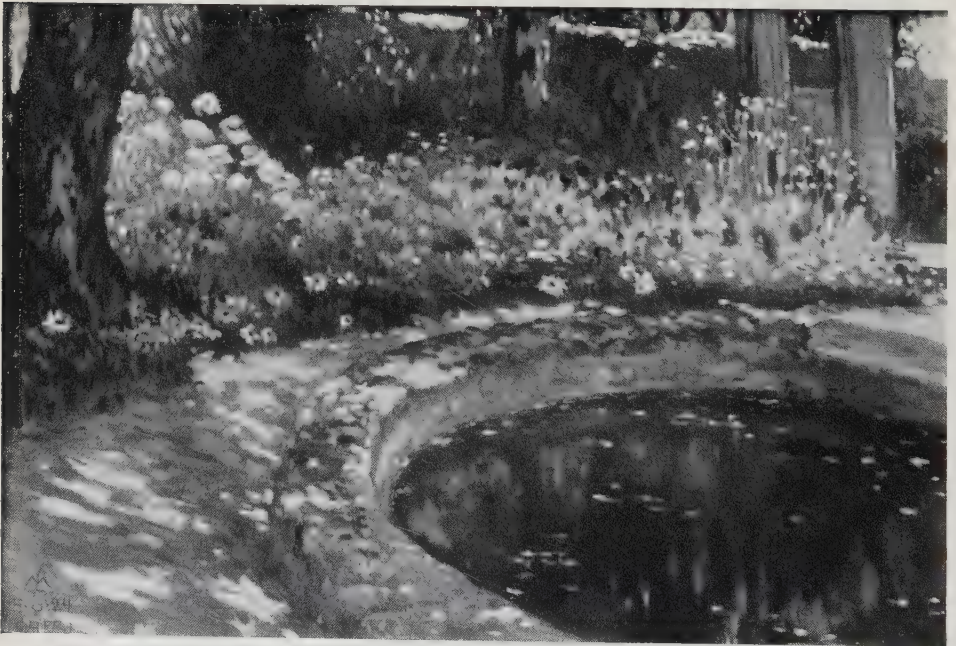
Denn das erlebt man heute stärker denn je, wenn man durch solche Ausstellungen zur Einklehr bei den letzten Jahrzehnten der Vorkriegszeit gezwungen wird, wie stark damals gemeineuropäische Kräfte im Entstehen und am Werk waren. Wenn man diese Ausstellung von Werken Melchior Lechters durchwandert, sieht man, daß in den neunziger Jahren nicht mit Unrecht die Gotik offen und leicht verkleidet wieder eine führende Rolle zu spielen begann: die geistige Situation Europas hatte um diese Zeit in der Tat etwas von der übernationalen Weltstimmung der gotischen Jahrhunderte bekommen. Nicht nur Arthur Moeller van den Bruck empfand das so stark, daß er in der Gotik den kommenden neuen Stil Europas und zugleich für Deutschland die Aufgabe sah, dieser neuen allgemeinen Kultur des Lebens und der Kunst die Formen



MELCHIOR LECHTER.



SPATSOMMER - MORGENGLÜCK / PASTELLGEMÄLDE



DAS BRUNNENDUNKEL UND DER ROTE MOHN / PASTELL



DER SCHWEIGENDE WÄCHTER / GLASGEMÄLDE



DER PÄLLENBERGSAAL IM KUNSTGEWERBEMUSEUM ZU KÖLN
Nach Entwürfen von Melchior Lechter für die Pariser Weltausstellung 1889 ausgeführt

des Ausdrucks zu schaffen: das ganze Zeitalter von damals lebte diesen großen Kultur-
tausch mit, der in allen Ländern die Jungen ergriffen und zu der Gemeinschaft der
guten Europäer vereinigt hatte. Es war, als ob die europäischen Völker und vor allem
ihre geistigen Menschen ganz stark wieder einmal die Affinität verspürten, die im
Mittelalter bereits begonnen hatte, eine groß-europäische Chemie der Zusammen-
fassung wenigstens der westlichen Nationen zu erzeugen. Es ist nicht mehr ganz leicht,
heute die seltsam lebendigen Reaktionen wieder heraufzubeschwören, diese ganz un-
mittelbare Neugier des Mitlebenwollens auch im Fremden, mit der überall jeweils,
was von draußen kam, aufgenommen und assimiliert wurde. Es war die Zeit, in der
die wichtigen Ereignisse für die lebendige Jugend zwischen zwanzig und sechzig Bilder,
Bücher, Theater, Werke der Architektur und der Musik waren, und zwar nicht nur
Werke des eigenen Landes, sondern aller Völker. Es war die Zeit, da Grenzen wie
Vergangenheitswerte empfunden wurden; es brauchte ja niemand einen Paß, wenn
er nach Frankreich oder Italien oder Holland oder England reisen wollte: so lagen
Paris und Rom, Brüssel und London für uns viel näher, und es sah zum mindesten
auf dem Gebiet des geistigen Daseins so aus, als sollte, wenn auch nicht die vereinigten
Staaten von Europa, so doch wenigstens so etwas wie ein gesamteuropäisches Öster-
reich entstehen. Die Gotik war nicht nur für die bildende Kunst wieder einmal zeit-
gemäß geworden.

Diese Strebung hatte zu früh eingesetzt: es mußten wohl erst, bildhaft gesprochen,
die einzelnen Volkselemente sich einmal chemisch rein herauskristallisiert haben und
die Staaten, die damals die entscheidende Rolle vor ihren Völkern spielten, in den
Hintergrund drängen, bevor die Nationen diese europäische Verbindung untereinander
eingehen konnten. Der Individualismus mußte von den Einzelnen zunächst einmal auf
die Nationen übergehen; dem Ausdehnungsstreben über die Grenzen hinaus, das zu
früh begonnen, leicht wesensgefährlich werden konnte, mußte eine bewusste Zusammen-
ziehung auf das eigene Sonderwesen vorausgehen, bevor eine neue Gotik wirklich
wieder die einende Herrschaft über das Ganze antreten konnte. Der Frühling von
damals mußte noch einmal den strengen Eisheiligen des Krieges und der volkhaften
Neuordnung Europas weichen.

✱

Wie stark aber die Affinitätstendenzen in der europäischen Kulturmenschheit
waren und wie sehr diese Strebungen nicht von begrifflicher, sondern von überratio-
naler Art waren, zeigt das Werk Melchior Lechters. Es war nicht nur der ererbte
Katholizismus des Westfalen, der ihn in allem in die Bereiche des höchsten, allgemei-
nen Lebens drängte: es war ein überpersönlicher Ausdruckswille aus den irrationalen
Schichten der Seele, die unter dem besonderen Individuellen der Völker wie der
Einzelnen liegen. In der festlichen Rauschstimmung jener Jahre, die Peter Behrens
in seiner kleinen Schrift von den Festen des Lebens und der Kunst sehr fein umschrieben
hat, klangen Wagners Menschheitserlösung und Zarathustras heroischer Ich-Glaube zu-
sammen, Hingebungswille an die beiden Pole des Daseins — der dann in der Kunst den
letzten, höchsten Ausdruck des Lebens, seine Steigerung über den Tag und über die
besondere Wirklichkeit des Einzelnen und der einzelnen Nationen suchte. Das Schaffen
der entscheidenden Menschen jener Jahre stand nicht nur unter dem Passivitätsideal
des französischen Impressionismus: über ihm schwebte schon der gespannte Wille zur
höchsten Ausdrucksleistung, der seine stärksten Zeugnisse im germanischen Expressionis-
mus Munchs, van Goghs, im deutschen Expressionismus der Generation von 1880
hervorbrachte. Dieser Zeitwille war so stark, daß er selbst Menschen ergriff und über
sich hinausriß, deren persönliche Anlage im Grunde nach der entgegengesetzten Seite
drängte — soweit sie ihren Träger überhaupt drängte. Der Maler Melchior Lechter

war von Hause aus ein Mensch ohne die intensive Spannung zwischen Welt und Ich, die eigentlich die Voraussetzung der Regulierung des Daseins auf dem Weg über die Kunst ist. Er unterstand so sehr dem allgemeinen Zeitwillen zur Steigerung und Überhöhung des Lebens in der Feierlichkeit des Werkes, daß er über die eigenen Voraussetzungen hinauswuchs und zu Ergebnissen kam, zu denen seine Grundanlage allein durchaus nicht die Verpflichtung in sich barg. Indem er sich einer hohen, allgemeinen Verpflichtung unterstellte, von der Forderung, nicht nur vom Besitz ausging, kam er zu Ergebnissen, die über das Persönliche hinaus Zeugnisse der Gesamtvorgänge in seiner Zeit wurden.

Lechters Freundschaft mit Stefan George hatte einen sehr guten Sinn: sie standen beide unter gleichen Sternen. Die ursprüngliche Anlage Georges hätte ihn berechtigt, sich bei Leistungen von sehr bürgerlichen Ausmaßen zu beruhigen: noch die Fibel zeigt eine Begabung, von der aus man eine Baumbachlaufbahn als möglich und begreiflich ansehen konnte. George unterstellte aber sich und sein menschliches Teil der höchsten Forderung, dem Willen zum letzten Erreichbaren, und ging statt des natürlichen den geistigen Weg wie Nietzsche, rang seinem Besitz heroisch ab, was er ihm bei Anspannung all seiner Energie nur abringen konnte. Melchior Lechter, der Freund seines Lebens, tat daselbe. Seine ursprüngliche Anlage verhiess, wenn sie sich allein überlassen blieb, einen Weg etwa im Sinn Walter Leistikows, an den man nicht umsonst vor den Pastellen des öfteren erinnert wird: aus einem dünnen, blassen, nicht eben starken unmittelbaren Wesensbesitz konnte ein freundlich-zartes, sympathisches, idyllisches Werk wachsen, das durchaus im Schatten der eigentlichen Exponenten der Zeit bleiben mußte. Lechter aber setzte ebenso wie George vor das Wesen den Willen und holte aus dem Pfunde, das der Herr ihm mitgegeben hatte, heraus, was sich mit Strenge gegen sich und mit zäher, bewußter Arbeit nur irgend herausholen ließ. Die Zeit kam ihm zu Hilfe mit den tragenden Einwirkungen von draußen, vor allem von England her: er nahm zugleich mit gutem Instinkt die gotische Wendung zum stützenden Handwerk und schuf so ein Werk, das dem Betrachter das erregende Schauspiel eines Lebens gibt, das eigentlich gegen sich selber zu starken Ergebnissen gekommen ist.

Die Grundanlagen der Begabung Lechters zeigen seine Pastelle in ihrem ständigen Kampf zwischen den beiden Grundbegriffen der alten Ästhetik, dem Kunstschönen und dem Naturschönen. Der Mensch Melchior Lechter hängt mit einer sehr feinen Liebe an der Schönheit der Welt, deren Eindruck ganz stark und beglückend in ihn eingeht, so sehr, daß er immer wieder darum ringt, diese beglückende Schönheit des Draußen unmittelbar in sein Werk und dessen Schönheit hineinzuretten. Immer wieder wandert der blühende Baum, der blühende Busch mit seiner natürlichen Schönheit in seine Landschaftspastelle hinüber, ohne sich aber völlig in die neuen Gesetze und einem neuen Rausch unterstehende Schönheit des Werkes einordnen zu können. Ein ursprünglich nur menschliches, gar nicht künstlerisches Erlebnis, das Glück vor dem vergehenden blühenden Frühling draußen, soll, weil als steigernes Gefühl empfunden, eingehen in die bleibende Welt des Werkes, die ja auch auf das Gefühl wirken soll, das aber nur auf eine völlig andere Weise kann. Die künstlerische Reaktion Lechters auf die Welt ist viel weniger stark als seine unmittelbar menschliche; so muß er dauernd um den Ausgleich zwischen den beiden Vorgängen ringen. Sehr oft siegen der Mensch und die Welt: zuweilen der Künstler. Siegt der Mensch, so zerfällt das Werk; siegt der Künstler, so steht ein blasses, zartes, sauberes, zuweilen fast herbes Bild da, in Landschaften von der Art der Meeresdämmerung oder der Erlen im Morgenbachgrund, in denen die gefährliche Schönheit der Welt und der Rausch vor dieser Schönheit einmal nicht das Ergebnis zerbrochen haben. Lechter macht es sich nicht leicht: er arbeitet mit Pastellfarben, deren Koloristik in ihrer staubigen Konsistenz leicht in die Künstlichkeit abendlicher Theaterfarben unter dem fälschenden Schein des elektrischen Lichts

übergeht. Zuweilen ergeben sich Klänge von Stuckchem Blau und Violett, zuweilen in den Landschaftsformen Erinnerungen an Böcklin; das Expressive der malerischen Mittel bleibt oft weit hinter der ursprünglichen Ausdrucksabsicht des gewählten landschaftlichen Themas zurück, das mit seiner Romantik viel stärker ist als die Romantik der Malerei. Menschliches und malerisches Teil der Begabung Lechters sind nicht eins: so geht auch durch die Bilder in sehr vielen Fällen ein Riß, den nur die Achtung vor der Reinheit des Willens, der hier am Werk ist, nicht als Störung empfinden läßt.

Lechter hat diesen Widerspruch offenbar schon früh empfunden und für die zarte Energie seines künstlerischen Teils Unterstützung vom Kunsthandwerk her geholt. Vom Flämischen und vom Englischen her empfing er die Vorbilder, vor allem vom Englischen. In seine jungen Jahre fiel der Beginn der künstlerischen und vor allem der kunstgewerblichen Einwirkung von dem Kreis der Präraffaelliten um Morris, Millais, Holman Hunt und Rossetti, die ebenfalls versuchten, den ganzen Bereich des Lebens Gesetzen von künstlerischer Strenge zu unterstellen, vor allem aber das Buch als die Herberge der geistigen Welt wieder zu einer seiner Bedeutung würdigen Form zu bringen. Lechter nahm diese Tendenzen mit Begeisterung auf, zumal sie innerlich mit den Bestrebungen des jungen George zusammengingen, der ebenfalls nicht nur vom Französischen, sondern auch vom Englischen her sehr starke Anstöße bekommen hat. Mit der ganzen Energie eines Menschen, der eine Möglichkeit fühlte, den empfundenen Riß in seiner Arbeit zusammenzuschließen, nahm er die Pflege des Buches, seiner Ausgestaltung, seines Schmuckes und seines Einbandes auf und wurde so einer der wesentlichsten Begründer der deutschen Buchkultur um 1900, über deren Grundlagen man in der Ausstellung bei Gurlitt wieder einmal einen schönen Überblick bekam. Lechter schuf all die feierlich hieratischen Titelblätter und Einbände für Georges Versbücher vom Jahr der Seele bis zum Siebenten Ring, von dem großen Maximinband bis zu den Übersetzungen — und das Nebeneinander der handgeschriebenen Widmungsblätter von Versen Georges mit den Entwürfen und fertigen Drucken Lechters zeigt noch einmal die Gemeinsamkeit ihrer Grundlagen, die bis zu einer Verwandtschaft der Schriftneigungen geht. Es ist sehr eigen zu sehen, wie Lechter in dieser Arbeit wächst; wie in dem abstrakten Bandgeflecht, mit dem er gotisch seine Buchseiten überzieht, etwas von der ererbten germanischen Neigung zur abstrakten, gegenstandslosen Form an sich voll tiefer Bedeutsamkeit ausbricht, und wie im Zeichnerischen seine Kraft des Formens nun viel straffer wird und die Grundlagen für die Arbeit auf dem zweiten Gebiet des Kunsthandwerks schafft, dem Lechter sich von Anbeginn zugewandt hatte — für die Glasmalerei.

*

Zwischen Handwerk in der Kunst und Handwerk im Handwerklichen besteht ein grundlegender Unterschied. Die Übung der Hand im Handwerklichen fügt sich ihren schon früher erworbenen Fähigkeiten, dem Können, das hier das wirklich Entscheidende ist, hinzu. Übung macht hier wirklich den Meister. Handwerk in der Kunst hat einen ganz andern Sinn: es steigert zwar auch das Können, aber das ist hier belanglos; denn „Wenn man's kann, ist's keine Kunst mehr.“ Hier handelt es sich vielmehr darum, daß jede Tätigkeit der Hand am Werk, jeder Versuch, jede Skizze etwas im Menschen verändert, seiner Ausdruckskraft, wenn auch vielleicht kaum merklich, und damit seinem Wesen eine neue Wendung gibt. Der Künstler, der das Gebiet der reinen Kunst verläßt und in die „Kommunionsprovinzen“ zwischen Kunst und Handwerk abwandert, gibt seiner künstlerischen Tätigkeit einen Zusatz Handfertigkeit, empfängt aber gerade von diesem Zusatz eine innere Rückwirkung, die von anderer Art ist als die von der reinen Kunstarbeit ausgehende. Zuweilen ist das gefährlich; in Fällen aber, in denen dem

künstlerischen Tun die Wesensgrundlage wenigstens zum Teil fehlt, empfängt der Arbeitende vom Handwerk aus eine Kräftigung, die trotz aller grundsätzlichen Verschiedenheit zwischen den beiden Betätigungsweisen geeignet ist, den Anteil Kunstfremdheit, der von seinem Wesen her in seiner künstlerischen Arbeit enthalten ist, zu mindern und auszugleichen.

So liegt die Sache bei Lechter, lag sie zum Teil schon bei den Engländern, die seine Vorbilder waren. In den Werken ihrer und seiner Buchkunst bewirkt der Zusatz Handwerkslichkeit eine Harmonisierung des Gesamtergebnisses, wie sie den Bildern, den reinen Kunstserzeugnissen selten zuteil wurde. Die Engländer waren dabei besser dran als der Nachkomme, weil ihnen ihre Vorbilder zeitlich erheblich ferner standen als ihm die seinigen. Sie angliederten, vielleicht mit Hilfe des Halbtaliensers Rosssetti, die italienischen Typen der Botticellizeit und schufen ihre englisch verdünnte Frührenaissance, die Lechter dann seinerseits — die Weihe am mystischen Quell zeigt es sehr deutlich — im wesentlichen fertig übernahm und höchstens leicht flamierte. Im Bild allein trug ihn die Erde nicht, weil er im Grunde zwischen Wirklichkeit und Kunst, zwischen der Welt des Realen und der des Geistes zu Hause war. So konnte ihm das Zwischenreich der Bücher, diese Welt zwischen Handwerk und Geheimnis, mehr zur Heimat werden als das Reich der reinen Form und Farbe: was dort Schwäche war, wurde Stärke, und die Erzeugnisse seiner Einhornpresse, die er sich nach dem Muster der berühmten Kelm-scott-press von Morris schuf, der große Thomas a Kempis vor allem, stehen heute schon abgerückt im Bereich der Geschichte — Dokumente eines Kulturwillens und eines Kulturglücks, die ihm die Spannung gaben, die seiner Natur fehlte. Was Melchior Lechter hier geleistet hat, gehört zu den bleibenden Zeugnissen jener Jahre, in denen europäische Kultur einmal für eine kurze Spanne Zeit eine Angelegenheit des ganzen lebendigen Europa war, da von van de Velde bis Gordon Craig, von Toorop bis Minne, von Rodin bis Rilke, von Munch bis Verlage, von Ibsen und Björnson bis Bang und Garborg, von Somoff bis zur Pawlowa die Phänomene der geistigen Welt uns Allen gehörten, und zwar nicht nur über das Wissen, über die snobistische Kenntnis von ihnen, sondern über das Gefühl lebendigen Anteils und mitlebenden Besitzens.

Neben dem Buch und seiner Durchformung fand Lechter einen noch ausgewogeneren Ausgleich zwischen Kunst und Handwerk — in seinen Glasgemälden. Die strenge Abstraktion, die ihn beim Buchschmuck gehalten hatte, lockerte er dort auf: abstrakt blieb nur das Gerüst; die Gestalten, die sich ihm fügen mußten, unterstanden wie der schweigende Wächter und die menschlichen Figuren der andern Glasbilder ihren eigenen Wirklichkeitsgesetzen, waren gemalt, nicht gefügt. In diesen Arbeiten aber konnte der Maler Lechter einmal seinem Bedürfnis nach Rausch der Farben und der Lichter freies Spiel lassen, jener Zeitfreude am kostbaren Material, am Glanz der Edelsteine und Metalle, der von Flaubert und Huysmans zu Wilde und den dekorativen Engländern ging und hier bei Lechter schließlich in der Buddha-Aboration mit ihrem blassen Juwelenschmuck spät und fern verklingt. Die Fenster, die Lechter für das Museum seiner Vaterstadt Münster schuf, das Wächterbild der Ausstellung, die Rose in St. Simeon in Berlin: sie alle sind jenseits ihrer Werkqualität Beweise für die heroische Kraft eines reinen, wenn auch nicht starken Talentes, das, getragen von der Woge einer beglückenden allgemeinen Kulturenergie und zusammengerafft von einem strengen Willen zum höchsten Einsatz, sich Leistungen abrang, die nicht nur vor einer historischen Betrachtungsweise, die gegen die wirklichen Werte immer zurückhaltend bleibt, sondern an sich und vor der strengen Betrachtung von der Kunst her ihren Platz behalten haben.

PETER WEBER

Die Suche nach dem verlorenen Gott

I.

Die Generalsynode der reformierten Kirche in Frankreich hat kürzlich einen Beschluß von größter Tragweite gefaßt: in Zukunft können auch Laien zum Pfarramt ordiniert werden, Laien, die sich als Evangelisten oder Gemeindemissionare bewährt haben. In der reformierten Kirche in Holland ist eine gleiche Bewegung, „Kerkopbouw“ (Kirchenaufbau). Sie will die ganze Presbyterialverfassung ändern und die Gründung von kleinsten Hausgemeinden zulassen. Dieser Zug zur Wiederaufrichtung des apostolischen Amtes im Sinne der Urkirche geht in der Vereinigten Kirche Schottlands sogar so weit, daß auch die Ordination von Frauen gefordert wird. In den skandinavischen Ländern zeigt sich, äußerlich noch nicht so sehr erkennbar, immer stärker die Abkehr von einer liberalen Theologie und ein Hinwenden zu häuslicher Frömmigkeit, zu einer bemerkenswerten Grundsatztreue gemäß der christlichen Lehre. In diesem Zusammenhang verdienen Erwähnung auch die Beratungen zwischen Vertretern der Anglikanischen Kirche und der presbyterianischen Kirchengemeinschaften Schottlands mit dem Ziel, die beiden Kirchen einander näherzubringen; die Gegensätze im Institutionellen werden angesichts der Laienbewegung, die nur das Evangelium will, nebensächlich.

Das Wesen dieser religiös-geistigen Bewegung ist unverkennbar: weg von der Theologie und den Theologen, weg von der Dogmatik, weg von den vielen Lehrsätzen und Formeln — ja, hier und dort auch: weg von der Kirche überhaupt. Und wohin? Auf die Suche nach Gott! Allein! Nur das Evangelium in der Hand! Dies ist das große Zeichen unserer Zeit: der abendländische Mensch sucht den verlorenen Gott, sucht den Mutterboden, aus dem er und die ganze abendländische Kultur herausgewachsen sind, sucht die Wahrheit, an die er sich in dieser Zeit der Irrenis und Wirrenis halten kann. Es ist anders als zur Zeit der Reformation. Da war eine Kirche, ihr Regiment und ihr Lehramt verderbt. Heute stehen wir in einer Zeit völliger Haltlosigkeit und Ungläubigkeit. Auch der Gläubige ist durchseucht. Zwar haben wir noch christliche Kirchen. Aber in ihnen weht nicht der Geist Gottes. Sie haben ein von der Theologie kunstvoll gebautes Weltanschauungssystem und versperren damit den Weg zum lebendigen Gott; den Weg zu den Quellen der ewigen Wahrheit. Überkommene Formeln, Feste und Bräuche sind beibehalten, aber von wahrhaft christlichem Geist ist wenig zu verspüren. Das wirkliche tägliche Leben, das Verhältnis von Mensch zu Mensch, die soziale Ordnung, Wirtschaft und Staat sind von anderen Anschauungen, Grundsätzen und Wertmaßstäben bestimmt. Und die Theologen finden es ganz in der Ordnung, Leib und Seele in zwei getrennte Reiche aufzuteilen, das „Reich Gottes“ — wie Luther es tat — vom weltlichen Regiment zu scheiden. Sonst könnte unmöglich eine Bewegung wie die der Jungreformatoren erklären: „Der Staat hat zu richten, die Kirche hat zu retten.“ Als ob Christi Lehre und Gesetz mit dem „Richten“, dem realen Leben, nichts zu tun hätten! Die Theologen sehen anscheinend nicht, daß heute vieles nicht mehr gelten kann, was zur Zeit Luthers richtig war. Sie begreifen nicht, daß Kirchen menschliche Einrichtungen sind, abhängig von der Entwicklung. Zu Luthers Zeit war das Abendland — bei allen menschlichen Mängeln und Irrtümern — christlich. Heute ist es ungläubig. Darum ist jetzt auch nicht die Aufgabe, die „lutherische“ Kirche zu suchen, Gott selber, Christus und seine Lehre müssen wir wiederfinden und dann Gemeinde und Kirche neu gestalten. Der Weg zu Gott aber ist das Evangelium.

Wie der Weg zu Gott und Christus zu finden ist, das allerdings hat Luther gezeigt, und darin liegt, wenigstens für den abendländischen Menschen, das Einmalige seiner Erscheinung. Er griff zurück zum Evangelium und lehrte, im Geiste Christi selber, in diesem Evangelium könne jeder Mensch, der Christus suche, Gott und die Wahrheit, die Lehre und das Gesetz finden. Er lehrte weiter, es sei falsch und unchristlich, zu glauben und zu lehren, es bedürfe dazu der Vermittlung durch den Priester und die Kirche. Das ist die große Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen. Der menschliche Geist wurde damit von den Fesseln einer Dogmatik befreit, die seine Entfaltung auf das Schwerste hemmte. Er konnte den Weg aus der Enge in die Freiheit gehen. Diese Befreiung des Geistes hat die menschliche Entwicklung in ungeahnter Weise gefördert. Forschung, Wissenschaft und Technik schufen geradezu eine neue Welt. Auch einen neuen Menschen, welcher der Hybris zum Opfer fiel und den Sinn seines Lebens verlor. Er wurde ein Sklave des „Fortschritts“. Die Materie überwältigte ihn, und er geriet in die Finsternis einer entgotteten Welt. Aus dem Erbbewußtsein von den Vorfahren der Reformationszeit her kommt nun der Geist, die Orientierung wieder. Zum Licht, zu Gott hin. Dem Einzelnen und aus Gnade – wie damals den Vätern. Und dem einfachen Menschen leichter und sicherer als den mit viel Wissen Beshwerten.

II.

In Deutschland, dem Lande der Reformation, ist diese geistig-religiöse Bewegung etwas verdeckt durch die Kämpfe innerhalb der evangelischen Kirche. Diese Kämpfe wirken aufrüttelnd, belasten aber zugleich das deutsche Volk jezt schon mit der Aufgabe der weiteren Zukunft: der Neugestaltung der Kirche. Denn es ist unverkennbar: die Menschen, die es heute ergriffen hat und ergreift, Gott zu suchen, wollen primär keine Vermittlung durch Priester und Kirche. Wo sie den Weg über die Kirche zu nehmen versuchten, sind sie gehemmt und abgestoßen worden; die Erfahrung bestätigt das immer wieder. Dieses erste Herantasten an die entscheidenden Fragen ist zudem eine Angelegenheit, die man fremdem Blick nicht gern preisgeben will. Es geht hier um eine männliche Entscheidung, die in ihrer Folgerung, das Leben nach den christlichen Grundgesetzen neu zu gestalten, rein persönlich ist. Das Gewissen allein kann und will hier Richter sein. Gerade diese Erkenntnis, daß jeder ganz persönlich die Verantwortung vor Gott und sich selber zu tragen hat und sie nicht abwälzen kann auf die Kirche oder irgendeine Gemeinschaft, das ist das Charakteristische dieser Entwicklung.

Diese Bewegung läßt sich nicht organisieren, denn in ihrem echten Sinn ist sie und kann nur sein eine Wiedergeburt des Einzelnen aus dem Geist. Eine Neuerschaffung gleichsam, indem der Einzelne in seinem innersten Selbst von Gottes Macht überwältigt wird. Hier entsteht das, was in seinem Urbegriff Religion heißt: der Mensch gibt sich der Macht Gottes hin und empfängt durch Gnade Erkenntnis und Kraft, die über ein menschliches Erfahrungswissen und -planen hinausreichen. Das klingt unserer Zeit, die den Menscheng Geist vergottete oder Gott nach ihrem Geist maß und dachte, fremd. Aber mit dieser Vergottung des Menscheng Geistes dämmerte schon die Ahnung, daß der wahre Gott ein Anderes, Tieferes und Größeres sein müsse. Damit rührte an viele zum ersten Male die Gnade, sie spürten einen Hauch der Gottheit. Mit der Gnade mitzuwirken, das ist dann die eigene Aufgabe des Menschen. Hier führt der Weg des abendländischen Menschen zu Christus.

Es ist heute die Zeit, wo ein neuer Thomas von Kempfen eine neue „Nachfolge Christi“ schreiben könnte. Freilich im Entscheidenden eine Nachfolge anderer Art. Denn auch hierin liegt das Neue: jeder Einzelne ist sich, muß sich heute bewußt sein, daß er Gott nicht suchen kann für sich allein um des persönlichen Heiles willen. Gott und Himmel verschließen sich dem, der nur an sich selber denkt. Nach einer Zeit, die von egoistischem brutalem Individualismus beherrscht war, steht an der Schwelle des neuen

Lebens Christi Gebot der Bruder- und Nächstenliebe, das heißt die Verantwortung jedes Einzelnen für das geistige Leben und Heil seiner Mitmenschen. In erster Linie die Verantwortung des Deutschen für die deutsche Nation, die Rinsley „die Mutter alles europäischen Lebens“ nennt. Gewiß, den Weg zu Gott kann der erwachsene Mann nur allein finden. Hat er Gott gefunden, so besteht ohne Zweifel die Gefahr, daß er die Welt um sich vergißt und mit den Händeln der Welt nichts mehr zu tun haben will. Dies galt einmal im christlichen Abendland als eine besondere Gnade und Auszeichnung. Daraus aber hat sich, bei einem späteren kleineren Geschlecht, die verhängnisvolle These entwickelt, „privat“, das heißt Sonntags, ein Christ zu sein, im täglichen Leben aber sich um Gott und die Grundsätze christlicher Moral nicht zu bekümmern. Diese These ist Sünde wider den Geist, doppelt schwer heute, wo dem vom Geist Berührten und Ergriffenen ganz offensichtlich die Aufgabe gestellt ist, Wegbereiter zu sein.

III.

Wegbereiter wohin? Wer Augen hat zu sehen, der sieht die Grundlinien der Erneuerung. Recht, Gesetz, Ordnung, Moral, Sitte sind seit jeher von den Menschen — sie mochten sich noch so unterschiedliche und unvollkommene Bilder von der Gottheit machen — als Ausfluß des Schöpfer- und Ordnungswillens der Gottheit geglaubt worden. Die Grundlinien einer Schöpfungsordnung sind darin klar erkennbar. Typisch dafür ist zum Beispiel der Eid bei den Germanen, bei dem nicht die Eidleistenden, sondern die Götter als die Schöpfer und Treuhänder des Rechts galten. So war den Germanen alles Recht im Bezirk des Heiligen und Unantastbaren. Mit dem Recht die Macht. Sie mochten die Handhaber der Macht wählen, die Eide machten den Gewählten sakrosankt, bannten ihn aber zugleich, die religiös geheiligte Macht nicht zu mißbrauchen. In Zweifelsfällen entschied ein „Gottesgericht“. Jedes Volk entwickelt — seiner Anlage, seiner schöpferischen Art gemäß — Sittlichkeit, Gesetz, Ordnung in eigenständigem Wuchs. Um dem Irren vorzubeugen, hat Gott durch die Sendung und Lehre Christi der Menschheit die Grundwahrheiten offenbart und den Weg gewiesen. Die Völker des Abendlandes sind diesen Weg der Offenbarung und Lehre Christi gegangen. Es war ein Weg, der in grotesken Kurven zwischen Himmelsnähe und den Abgründen des Inferno schwankte. Aber der Geist, „gefesselt im Herrn“, fand aus allem Irren immer wieder zurück. Heilige, Mystiker, Reformatoren, Propheten, auf tausendfältige Art vom Geist Gottes Ergriffene hielten die abendländische Menschheit in den Zeiten des Niedergangs und der Gottesferne an Gott gefesselt, bis sie die Grundwahrheiten, die der Schöpfung eingegebenen wie die geoffenbarten, wieder erkannte, um Ordnung, Gesetz, Sittlichkeit und Recht neu daraus zu entwickeln, in einem neuen schöpferischen Akt, gestützt auf die stetig wachsende Erfahrung im Guten und Bösen. Sind wir heute auf dem Weg zu einer solchen schöpferischen Erneuerung?

Noch sind es nur Einzelne, die von Gott berührt und berufen sind. Ihnen ist es aufgegeben, erst einmal für sich die neue Form der Verantwortung für den Bruder, Weg und Form der neuen Gemeinschaft zu suchen. Er kann fürs erste nur zu kleinsten Gemeinschaften, Bruderschaften und zur Hausgemeinde führen. Mit einem Ältesten, welcher der Gemeinschaft vorsteht kraft des apostolischen Amtes, wie es die Urgemeinde kannte.

Geht das Zeitalter des Antichrist zu Ende? Das offene Auge sieht überall Gottsucher, Wegbereiter, vom Geist Ergriffene und Getriebene. Solche Gemeinschaften bestehen schon zu vielen Hunderten, auch in Deutschland. Sie lassen nur das Evangelium gelten, lehnen alle Theologie und Dogmatik ab, und sie nehmen dann auch das Abendmahl im kleinsten Kreise, wenn sie sich „in Seinem Namen“ versammeln, ohne ordinierten Pfarrer. Sie verdammen die Kirche keineswegs. Sie sehen in ihr

ein organisatorisches Gebilde, das in vielen Dingen der Erneuerung von großem Nutzen sein kann. Später wird sie vielleicht von den christlich erneuerten Menschen und Gemeinden her eine neue Form erhalten. Wie die Kirche vom erneuerten Menschen her umgestaltet werden soll, so auch der Staat und das ganze „Reich dieser Welt“.

Über diese schöpferische Erneuerung hinaus aber scheint dieser geistig-religiösen Bewegung germanischer Prägung eine weitere Aufgabe gestellt zu sein: eine erneute Abwehr und Überwindung Asiens und asiatischen Geistes. Das eigentliche Europa, das nichts anderes ist als ein kleines Inselgebilde an dem Riesenweltteil Asien, ist seit jeher periodisch von den asiatischen Völkern und asiatischem Geist bedrängt worden. Asiatisch waren alle Kulte und Mythen des Orients, von asiatischem Geist durchseucht wurden das Reich Alexanders und das römische Kaiserreich. Das Christentum ist in den vier ersten Jahrhunderten, als es in den Katakomben lebte, von den asiatisch-orientalischen Kulturen und Mythen fast zersetzt worden. Die Irrlehre des Arius ist asiatischen Geistes, nicht minder die verhängnisvolle Gottesstaatsidee des Hamiten Augustinus. Die morgenländisch-byzantinische Kirche gab dem oströmischen Kaiser den Titel „divinitas“. Der Patriarch von Byzanz war nichts weiter als der Hofkaplan dieses Kaisers, dem man göttliche Ehre erwies. Die germanischen Völker waren es, die das Christentum aus dieser asiatisch-byzantinischen Verfälschung retteten. Rom wäre verloren gewesen, wenn nicht Karl Martell die Flut der Araber und damit des Islam zurückgeschlagen hätte. Die Christianisierung der germanischen Stämme im Herzen Deutschlands war das Werk germanischer, angelsächsischer Priester: Bonifatius, Wilfried, Willibrod, Columban. So wurde das abendländische Christentum der asiatisch-morgenländischen Prägung und Sphäre entzogen. Als in den folgenden Jahrhunderten Papsttum und Kirche von östlichen geistig-religiösen Einflüssen durchseucht wurden, da standen in Deutschland die Reformatoren auf und stellten die reine Lehre wieder her, die dann eine neue Phase der menschlichen Entwicklung einleitete.

IV.

Heute sind die Völker des germanisch geprägten Christentums am stärksten von Gottlosigkeit und Atheismus durchseht, in erster Linie das Land der Reformation. Im Osten, im christlichen Raum Asiens, selbst im Reich des Antichrists Rußland, ist auch eine religiöse Bewegung byzantinisch-slawisch-römischer Tendenz im Werden. Es hat den Anschein, daß sie das Fundament für eine neue Art Panславismus bilden kann, der zu einer Lebensgefahr für die abendländische Kultur und für Mitteleuropa werden würde?

Es soll bei alledem nicht geleugnet werden, daß die Berührung mit Asien, die in einem Wechsel von Auf und Ab einen vielfältigen Gestaltwandel erlebte, auf die Entwicklung und Kultur des Abendlandes stark befruchtend gewirkt hat. Aus einer solchen Berührung mit dem Islam in seiner Blüte erwuchs die Gotik. Die geistig-schöpferische Kraft des Abendlandes gestaltete aus einer solchen Befruchtung Blüte und Frucht eigener Art und eigenen Wuchses. Aber es ist geradezu symbolhaft für unsere Zeit, wenn heute das Werk Luthers, die Schöpfung der evangelischen Gemeinden in den östlichen Völkern durch seine slavischen Schüler, von dem slavischen Nationalismus zersetzt und zerstört wird. Ein Zeichen, daß der deutsche und damit der abendländische Kultureinfluß seine Kraft verloren hat.

Es ist notwendig, sich auch diese Perspektiven vor Augen zu führen, um zu erkennen, von welcher schlechthin entscheidenden und säkularen Bedeutung die geistig-religiöse Bewegung unserer Zeit ist, die wieder unmittelbar hindrängt zu dem Boden, aus dem die abendländische Kultur gewachsen ist: zu Gott und Christus und Christentum. Hindrängt zu einer neuen schöpferischen Periode in einem Zeitalter Gottes nach dem Zeitalter des Antichrist.

PAUL MOMBERT

Eine neue Völkerwanderung

Die asiatische Gefahr

Daß in dem Volkswachstum gewaltige, vorwärtstreibende Kräfte vorhanden sind, von denen starke Verschiebungen in der politischen und wirtschaftlichen Kräfteverteilung unter den Völkern ausgehen können, zeigt die Geschichte an mannigfaltigen Beispielen. Es braucht dafür nur auf die großen Völkerbewegungen hingewiesen zu werden, die sich im Altertum namentlich in Vorderasien und dann in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, von Deutschland ausgehend, in Europa abgespielt haben*). Auch in der Neuzeit sind solche Verschiebungen zu beobachten, die eng mit dem Volkswachstum zusammenhängen. Es sei für das 19. Jahrhundert nur auf die politische und wirtschaftliche Machtsteigerung der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber Europa hingewiesen, die zu einem erheblichen Teile mit dem starken Volkswachstum der ersteren zusammenhing. Kamen doch auf 1000 Europäer: Bewohner der Vereinigten Staaten im Jahre 1800 28, im Jahre 1850 87, im Jahre 1900 190 und im Jahre 1930 etwa 245.

*

Starke Ansätze zu solch politischen und wirtschaftlichen Kräfterverschiebungen in der Gegenwart kann man heute von Ostasien ausgehend beobachten. Um welche weitgehenden Probleme es sich dabei handelt, wird deutlich, wenn man beachtet, daß die Bevölkerung von China, Japan, Britisch-Indien und Indochina mit 940 Millionen Einwohnern fast die Hälfte der ganzen Menschheit umfaßt. Für China liegen bekanntlich keine Volkszählungen vor, so daß dessen Volkswachstum völlig im Dunkeln liegt, während für Indien und Japan brauchbare Angaben dafür zur Verfügung stehen. Beide Länder hatten 1870 239 und im Jahre 1930 bereits 417 Millionen Einwohner.

Man darf damit rechnen, daß für absehbare Zeit das Volkswachstum in diesen ostasiatischen Gebieten nicht abnimmt. Ein Rückgang der Geburtenhäufigkeit wird kaum eintreten. Der Orientale ist nicht dem gleichen rationalen Denken zugänglich wie der Westeuropäer, und die im Orient herrschenden starken religiösen Einflüsse, wie besonders der Ahnenkult in China und Japan, bilden ein starkes Hindernis für die Geburtenregelung nach europäischem Muster. Man wird vielleicht in diesen Gebieten für die nächste Zeit sogar mit einer ähnlichen Entwicklung rechnen können, wie wir sie in Europa, und vor allem auch in Deutschland, in dem Zeitraum von 1880 bis 1910 gehabt haben. Die Sterblichkeit wird wohl rascher abnehmen als die Geburtenhäufigkeit, so daß die Geburtenüberschüsse zunächst noch steigen werden. Man muß damit rechnen, daß mit einem stärkeren Eindringen europäischer Kultur und Hygiene die Sterblichkeit zurückgehen wird. Man kann für Japan feststellen, daß die Sterblichkeit abgenommen hat, daß die Geburtenhäufigkeit sich etwa gleichblieb, so daß der Geburtenüberschuß und das Volkswachstum eine Steigerung erfuhr, wie die folgende Aufstellung zeigt:

*) Vergl. dazu das ausgezeichnete Buch: A. u. E. Kulischer, Krieger- und Wanderzüge. Weltgeschichte als Völkerbewegung. Berlin 1932.

Es kamen in Japan auf 1000 Einwohner:

Jahr	Geborene	Gestorbene	Mehr Geborene als Gestorbene	Jahr	Geborene	Gestorbene	Mehr Geborene als Gestorbene
1913	33,2	19,4	13,8	1926	34,8	19,2	15,6
1920	36,2	25,4	10,8	1927	33,6	19,8	13,8
1921	35,1	22,7	12,4	1928	34,4	19,9	14,5
1922	34,2	22,3	11,9	1929	33,0	20,0	13,0
1923	34,9	22,8	12,1	1930	32,4	18,2	14,2
1924	33,8	21,2	12,6	1931	32,2	19,0	13,2
1925	34,9	20,3	14,6	1932	32,9	17,7	15,2

Wie stark dieser Volkszuwachs von Japan ist, wird ganz besonders deutlich, wenn man ihn mit demjenigen der europäischen Großstaaten vergleicht. Obgleich Japan an Fläche weniger als den vierten Flächenteil des Deutschen Reiches, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens zusammen besitzt, war sein Geburtenüberschuß, wie die folgende Tabelle zeigt, im Jahre 1932 erheblich größer als derjenige dieser vier europäischen Staaten zusammen.

	Fläche in qkm	Geburtenüberschuß im Jahre 1932
Deutsches Reich	470682	280266
Großbritannien mit Irland . .	312025	175430
Frankreich	550986	61364
Italien	310137	364503
Zusammen	1643830	881563
Japan mit Formosa	418048	1108960
Eigentl. Japan ohne Formosa .	382074	1007863

*

Das Volkswachstum von Indien ist relativ geringer als dasjenige von Japan, aber dafür absolut um so größer. Während der Geburtenüberschuß Japans im Jahre 1932 zum ersten Male 1 Million überstieg, bewegt sich derjenige Britisch-Indiens jährlich um 2 bis 2,5 Millionen. Gerade für Britisch-Indien wird jedoch mit einem Rückgang der heute noch sehr hohen Sterblichkeit aus dem dargelegten Grunde zu rechnen sein, so daß seine Geburtenüberschüsse voraussichtlich zunehmen werden.

Britisch-Indien und Japan — für China fehlen brauchbare Zahlen — haben allein in dem Jahrzehnt 1920 bis 1930 mit 41,676 Millionen etwa um die Einwohnerzahl von ganz Frankreich oder Italien zugenommen. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß sich bei gleichbleibender Zuwachsrate die Höhe des Geburtenüberschusses und damit das Volkswachstum absolut immer vergrößern muß. In Japan betrug im Jahre 1926 bei einer Zuwachsrate von 15,6 der Geburtenüberschuß in seiner absoluten Höhe 944000, während im Jahre 1932 die erstere auf 15,2 sank und der Geburtenüberschuß auf 1,0078 Millionen stieg.

Es herrscht darüber in der Wissenschaft allgemeine Übereinstimmung, daß alle diese ostasiatischen Gebiete, von denen bisher die Rede war, überbevölkert sind. Bedenkt man, um welch große Bevölkerungszahlen es sich dabei handelt, so erkennt man leicht, welch gewaltige Kräfte in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht einmal von dort ihren Ausgang nehmen können. Für Indien und China, hinter deren Bevölkerung keine machtvollen Nationalstaaten stehen, zeigt sich dieser Bevölkerungsdruck in einer

ungemein großen Armut und tiefen Lebenshaltung und in einer nicht unerheblichen Auswanderung. In Europa pflegt man namentlich die chinesische Auswanderung in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung noch stark zu unterschätzen*).

*

Am stärksten und am deutlichsten treten die politischen und wirtschaftlichen Wirkungen der Übervölkerung in Japan in Erscheinung, weil hier eine starke Staatsgewalt mit allen Mitteln den Nahrungsspielraum zu vergrößern sucht, um dem Volkszuwachs neue Unterhaltungsmöglichkeiten zu verschaffen.

Die Versuche Japans, auf dem asiatischen Festlande festen Fuß zu fassen, und die daraus hervorgehenden schweren politischen Gegensätze zu Rußland und zu den Vereinigten Staaten beruhen auf nichts anderem als darauf, daß Japan Rohstoffe und Absatzmärkte haben will, um seinem Volkszuwachs die Unterhaltungsmöglichkeiten zu schaffen, welche die Heimat aus eigener Kraft nicht zu bieten imstande ist. Die Auswanderungsmöglichkeiten für die Japaner sind bekanntlich infolge der strengen Einwanderungsgesetzgebung der dafür in Frage kommenden Länder so gering, daß sie als Mittel gegen die vorhandene Übervölkerung so gut wie nicht in Frage kommen. Die Auswanderung nach Australien und nach den Vereinigten Staaten ist durch die dortige Gesetzgebung fast unmöglich gemacht; die Einwanderung nach der Mandschurei, auf die man in Japan eine Zeitlang größere Hoffnungen gesetzt hatte, kommt auch nur in geringem Maße in Frage, weil hier der Japaner auf die Konkurrenz der noch anspruchsloseren chinesischen Bauern stößt.

So hat Japan den Weg gewählt, den auch die westeuropäischen Staaten aus dem gleichen Grunde gegangen sind, eine eigene Industrie immer mehr zu entwickeln und ihre Ausfuhr mit aller Kraft zu fördern. Dahin gehört neben dem mit der stärksten staatlichen Kraft unternommenen Versuch, den chinesischen Markt zu erobern, das immer stärkere Vordringen der japanischen Warenausfuhr auf europäische und andere Märkte, wo sie der europäischen Industrie, besonders in Textilwaren, chemischen und elektrotechnischen Erzeugnissen, in jüngster Zeit die allerschwerste Konkurrenz machen. Neben einer guten Organisation wichtiger japanischer Industrien spielen auch die dortigen niederen Löhne und niedere Lebenshaltung, die zum Teil ein Ausdruck der Übervölkerung sind, bei dieser wachsenden Konkurrenzfähigkeit der japanischen Industrie auf dem Weltmarkte eine ausschlaggebende Rolle.

Dieser wirtschaftliche Ausdehnungsdrang Japans stellt heute nur einen Anfang der Kraftäußerungen dar, die von dem dortigen Bevölkerungsdruck ihren Ausgang nehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Bestrebungen weitergehen und bei der Bevölkerungslage jener Länder auch weitergehen müssen. Der Wettbewerb dieser Gebiete auf dem Weltmarkte wird weiter zunehmen, und vor allem Japan wird versuchen, seine wirtschaftliche Stellung in China immer mehr zu festigen. Daß Japan hierbei zielbewußt vorgeht, vielleicht auf ein Bündnis mit China unter seiner Hegemonie zielt, zeigt seine vor kurzem ergangene Warnung an fremde Mächte, sich in die Verhältnisse Chinas einzumischen.

*

Welche politischen Verschiebungen sich eines Tages aus diesem Bevölkerungsdruck in jenen Ländern ergeben können, läßt sich heute nur ahnen. Bei den Zusammenhängen von Volkswachstum und wirtschaftlichem und politischem Ausdehnungstreben handelt es sich, wie die Geschichte zeigt, in gewissem Sinne um Lebensgesetze der Völker, um

*) Vergl. dazu H. Mosloff: Die chinesische Auswanderung. Ursachen, Wesen, Wirkungen. Hamburger wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Schriften. Rostock 1932.

Tendenzen von solcher Kraft, daß sie sich immer wieder trotz allen Hindernissen durchsetzen. Vielleicht werden einmal diese heute schon so überfüllten Gebiete sich für ihr Volkswachstum gewaltsam Luft zu schaffen versuchen. Unter diesem Bevölkerungsdruck, der von den Gebieten Ostasiens ausgeht, ist neben dem Kolonialbesitz Hollands und Frankreichs der australische Kontinent, der nur ein knappes Drittel weniger an Fläche als Europa besitzt, dagegen mit 7 Millionen Menschen hinter der Einwohnerzahl von Belgien zurückbleibt, am meisten gefährdet.

Lebendige Vergangenheit

Aus Immanuel Kant „Zum ewigen Frieden“ 1795

Der Friedenszustand unter Menschen, die nebeneinander leben, ist kein Naturzustand (*status naturalis*), der vielmehr ein Zustand des Krieges ist, das ist wenngleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben.

✱

Diese Huldigung, die jeder Staat dem Rechtsbegriffe (wenigstens den Worten nach) leistet, beweist doch, daß eine noch größere, obzwar zur Zeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Prinzip in ihm (was er nicht ableugnen kann) doch einmal Meister zu werden, und dies auch von andern zu hoffen; denn sonst würde das Wort Recht den Staaten, die sich einander befehlen wollen, nie in den Mund kommen, es sei denn, bloß um seinen Spott damit zu treiben, wie jener gallische Fürst es erklärte: „Es ist der Vorzug, den die Natur dem Stärkeren über den Schwächeren gegeben hat, daß dieser ihm gehorchen soll.“

✱

Der Krieg aber selbst bedarf keines besonderen Bewegungsgrundes, sondern scheint auf die menschliche Natur gepropft zu sein, und sogar als etwas Edles, wozu der Mensch durch den Ehrtrieb, ohne eigennützige Triebfedern, befeelt wird, zu gelten; so, daß Kriegesmut (von amerikanischen Wilden sowohl, als den europäischen in den Ritterzeiten) nicht bloß wenn Krieg ist (wie billig), sondern auch, daß Krieg sei, von unmittelbarem großem Wert zu sein geurteilt wird, und er oft, bloß um jenen zu zeigen, angefangen, mithin in dem Kriege an sich selbst eine innere Würde gesetzt wird, sogar daß ihm auch wohl Philosophen, als einer gewissen Veredlung der Menschheit, eine Lobrede halten, uneingedenk des Ausspruchs jenes Griechen: „Der Krieg ist darin schlimm, daß er mehr böse Leute macht, als er deren wegnimmt.“

✱

Das Problem der Staatserrichtung ist, so hart wie es auch klingt, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben) auflösbar und lautet so: „Eine Menge von vernünftigen Wesen, die insgesamt allgemeine Gesetze für ihre Erhaltung verlangen, deren jedes aber insgeheim sich davon auszunehmen geneigt ist, so zu ordnen und ihre Verfassung einzurichten, daß, obgleich sie in ihren Privatgesinnungen einander entgegenstreben, diese einander doch so aufhalten, daß in ihrem öffentlichen Verhalten der Erfolg eben derselbe ist, als ob sie keine solche bösen Gesinnungen hätten.“

✱

Daß Könige philosophieren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der

Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zu Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich und, weil diese Klasse ihrer Natur nach der Rottierung und Klubbenverbündung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtlos.

✱

Das moralisch Böse hat die von seiner Natur unabtrennbare Eigenschaft, daß es in seinen Absichten (vornehmlich im Verhältnis gegen andere Gleichgesinnte) sich selbst zuwider und zerstörend ist, und so dem (moralischen) Prinzip des Guten, wenngleich durch langsame Fortschritte Platz macht.

✱

Die wahre Politik kann also keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben.

✱

Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.

ARNOLD ULITZ

Die Brunnenfigur

Novelle

Johann Groth, der berühmte Bildhauer, war in Ägypten gestorben. Seiner zweiundsiebzig Jahre und seiner Greisenhaare spottend, hatte er im Herbst die weite Reise angetreten; nun war er plötzlich erloschen, ein Schiff trug den Leichnam in die Heimat zurück.

Die Zeitungen der ganzen Welt schrieben über diesen Mann und sein Werk, und nicht etwa nur im sachlich unbewegten Ton der fünfzeiligen Notiz, sondern zu Worte kamen echte Ehrfurcht, echte Liebe und echte Trauer. So erfuhr die Stadt B. zu ihrem größten Erstaunen, daß dieser Groth die heimische Kunstakademie vor fünfzig Jahren als Schüler besucht hatte und vor vierzig sogar ihr Leiter gewesen war, bis ihn der ärgerliche Vorfall mit seiner Brunnenfigur erbitterte und vertrieb. Ein reicher Mann hatte das Werk des jungen Meisters gekauft und der Stadt zum Geschenk gemacht, aber ehe noch die Plastik, für die ein Sandsteinblock als Sockel schon bereit lag, „einer dankbaren Bevölkerung“ übergeben werden konnte, entlarvte man den großzügigen, kunstfreundlichen Spender als einen Gauner allergrößter Prägung, der die Stadt um Hunderttausende betrogen hatte. So wurde die Brunnenfigur verständlicherweise bis „auf weiteres“ in einen städtischen Keller versenkt, von Stroh und Ruppen sorglich umhüllt wie ein frierender Rosenstock. Mächtiges Geschehen wälzte sich später über Land und Stadt, und man sorgte sich um Wichtigeres als eine liebliche Mädchengestalt aus Bronze, und erst jetzt, nach fast vierzig Jahren, weckte der Tote selber sein vergrabenes Werk zum Leben.

Es war eine Wiedergeburt, und wahrlich, der Taumel einer Geburtsfeier brach an: die Fachleute verfaßten feurige Bekenntnisse zum Altmeister Groth, ein gewisser Teil der städtischen Grünanlagen wurde zur Grothpromenade

ernannt, die Akademie unter Professor Leitgeb veranstaltete eine Trauerfeier, die Lokalblätter brachten fast täglich Grotherinnerungen und Grothanekdoten, und im Rundfunk plauderten über die tollen Streiche des jungen Johann Groth der achtundsiebzigjährige ehemalige Gastwirt Paul Frach und ein pensionierter Polizeiwachtmeister, der den berühmten Mann mehr als einmal wegen Ruhestörung hatte aufschreiben müssen. Das Wichtigste war natürlich: die Brunnenfigur sollte endlich aufgestellt und im Beisein der Behördenvertreter enthüllt werden. Ans Licht mit dem Mädchen aus Bronze, ans Licht!

Da erschien eines Tages bei Professor Leitgeb in der Akademie ein altes, häßliches Weib. Sie war offensichtlich im Sonntagsstaat und wirkte doch schlampig, sie schien armselig wie eine Bettlerin und wirkte doch unbescheiden, und sie stellte sich als Rosalie Gerlach, geborene Busch, vor und schwieg sodann, als habe sie mit dem bloßen Namen alles Erforderliche mitgeteilt. Als sie sein fragendes Erstaunen merkte, fuhr sie ihn zänkisch und unverschämt an, ob er wohl gar nicht ahne, wer sie sei, he? Er sagte ärgerlich, wenn sie Modell zu stehen wünsche, müsse sie sich in einem der Räume rechts vom Hauptportal melden. „Modell?“ lachte sie. „Modell? Die Zeiten sind vorbei, Professoren!“ Und sie lachte unangenehm und unecht wie eine Theaterhere. Noch ehe er sie hinausweisen konnte, begann sie fichernd und gackernd: „Als ob Sie mir sagen müßten, wo Modell gestanden wird, mir! Ich bin hier ja schon aus- und eingegangen, als Sie wahrscheinlich noch in den Windeln lagen, jawoll! Ich kenn’ ja hier jeden Winkel wie in meiner eigenen Wohnung, und das sind nur Stube und Küche, Gott sei’s geklagt! Ich bin die Rosa, wissen Sie? Ich hab’ alle gekannt, alle durch die Bank! Ich hab’ sie gekannt, wie sie noch ganz verhungerte Jüngelchen waren, und ich hab’ sie gekannt, als sie zum erstenmal was verkauften, und wenn sie Kleingeld hatten, da ging’s in die Ateliers, und da mußte die Rosa mit, jawohl! Ja, mit allen war ich gut Freund, aber am besten mit dem Jan!“ „So, so!“ sagte der Direktor, „das ist ja interessant, leider habe ich keine Minute Zeit mehr.“ Es rührte sie nicht im mindesten. „Der Jan!“ schrie sie, „ja, jetzt kommt ihr an, wo er tot ist!“ „Herrgott!“ rief Leitgeb, „was faseln Sie denn da? Wen meinen Sie denn eigentlich, ich will nicht länger gestört werden!“ Sie warf den Oberkörper vor Erstaunen weit zurück und wollte ein hoheitsvolles Gesicht machen. „Sie wissen nicht, wer der Jan ist? Den Jan Groth meine ich, und ich, ich war sein Lieblingsmodell, Herr Professor, und die Brunnenfigur, die bin ich!“

Sie wies mit der Hand gegen ihre eingefallene Greisinnenbrust, und über ihr unschönes Gesicht flog der siegesichere Dünkel einer längst verwichenen Hüblichkeit. So stand sie wortlos, hochmütig und ihrer Wirkung gewiß, und der Direktor war aufgesprungen, hielt sich an der Stuhllehne, beugte sich vor und forschte mit unbelügbarem Künstlerblick in dies verdorrte Gesicht, auf diese saftlose Gestalt und schließlich immer auf die häßliche, lästerliche Hand, die so siegesicher gegen die verblühte Brust wies.

„Sie sind . . . die Brunnenfigur?“ fragte er ganz leise. Er hatte in diesen Wochen viele Male vor Johann Groths Brunnenjungfrau gestanden und gefühlt: „Wann wurde Jugend, Lieblichkeit und Freude in einem Mädchenkörper, in einer Mädchengebärde je meisterlicher gestaltet! Wie mußt du dies Mädchen geliebt haben, Johann Groth, und ich, ich hätte sie auch geliebt!“

„Bin ich! Jawoll!“

Und wahrlich, sie wußte noch die Pose, in der sie vor vierzig Jahren dem Meister Modell gestanden hatte: sie setzte den breitgewordenen, schwerfälligen Fuß wie tänzerisch und gewichtlos vor, sie hob den Rock, so daß ein ungeschlachtetes Bein halb sichtbar wurde, und mit den alten, runzligen, ungepflegten Händen

machte sie — es war wie eine gehässige Karikatur — jene süße, holde Gebärde, mit der Groths Brunnenjungfrau heiliges Schweigen zu gebieten schien, damit in andachtsvoller, anbetender Stille das Quellenwunder sich vollziehe. Zeitgeb stierte. Die Arme hingen ihm wie gelähmt herab, aber die Hände hob er zur Abwehr gegen dies Grausige und Häßliche.

Rosalie Gerlach, geborene Busch, jedoch nahm sein Schweigen als eigenen Erfolg. „Da staunen Sie, Professorchen, was? Ja, das bin ich! Ich!“ Dann hielt sie den Kopf schief wie ein Papagei und seufzte wehleidig banal: „Lang, lang ist's her! Ja, ja, die goldene Jugendzeit!“

„Sie erinnern sich also noch gut an den Meister?“ fragte er, nur um etwas zu sagen, denn er war sehr ratlos und erregt.

Sie kicherte los: „Ich werde mich wohl nicht erinnern, was denken Sie denn? Wo ich doch in der Künstlerclique tatsächlich die Hauptperson war, ich meine, die weibliche Hauptperson, hihi, Sie verstehen doch, oder nicht? Ganz intim war ich mit der ganzen geliebten Bande, jawohl, ich! Und alle Intimen sagten Jan zu ihm, die andern Johannes, das wollte er durchaus so! Und ich, ich mußte immer Jan zu ihm sagen, und wenn ich mal Johannes sagte, dann wußte er schon, was los war, dann hieß es: ‚Wieder mal eifersüchtig, Rosachen! Komm, empfange einen Kuß!‘, ja, so war er! Ich kann ja nichts Genaues erzählen, Professorchen, das werden Sie nicht von mir verlangen“, kicherte sie schämig-schamlos, die scheußliche Alte, „Sie müssen Phantasie haben, dann malen Sie sich alles aus. Phantasie muß jeder Künstler haben! Gott, was hatte der Jan für eine tolle Phantasie! Was war das für eine verrückte, geliebte Gesellschaft! Tja, ja! Er hat ja, wie die Brunnenfigur fertig war, eine Photographie davon gemacht, und eine hat er mir geschenkt. Ich hab' sie immer im Wäschschrank gehabt, aber einmal hat sie mein Mann, der Gerlach, doch gefunden. Ich kann Ihnen sagen, es war nicht schön! Und Ausdrücke hat er gebraucht . . . Er hat sie vor meinen eigenen Augen verbrannt! Ob ich den Jan gekannt habe? Ich hab' sie ja alle gekannt!“

Und sie erzählte geläufig von Ganzverگessenen und Halbvergessenen und von zweien, die noch nach dem Tode lebendig waren. Sie erzählte von Faschingsfesten der Akademie und wußte noch die Säle, wo sie stattgefunden hatten, den Saal im Stromschlößchen, den Lunasaal mit silbernen Sternen an der blau-gemalten Decke und den großen Saal im Kaufmannsheim. „Alles längst pleite“, sagte sie, „alles kaputt, aber die Rosa lebt noch! Ja!“ Sie wußte noch einige Kostüme, die Jan Groth und sie selber damals getragen hatten, und seufzte mit verdrehten Augen: „Das waren Zeiten, ja, lang, lang ist's her!“ Sie hatte mit den Künstlern in der kleinen Konditorei von Springer gegessen. Eine Tasse Kaffee und für zehn Pfennige Streuselkuchen, das war das ganze Mittagessen, und obendrein noch auf Kredit! Und sie hatte die Atelierfeste mitgemacht mit Wein und Cognak und meterlanger warmer Wurst und mit Lampions und verhängten Lampen. Da waren auch Musiker dabei, die später ganz große Kanonen wurden. „Ja, alles vorbei und alle tot, aber ich lebe noch, ich! Und ich schiebe noch lange nicht ab!“

Dann wurde ihre Stimme mit einem Male leiernd und schleppend und langweilig, und sie erzählte, wie sie geheiratet hatte, und von den Kindern Frik, Emma und Eberhard, von Frikens Konfirmation und Emmas frühem Tode, und sie wäre vielleicht Tänzerin geworden, sie hatte soviel Schick und war so musikalisch, und erzählte von Eberhards Konfirmation und von der Lehrzeit der beiden Jungen und der Pensionierung Gerlachs, der ziemlich früh ein bißchen blöd wurde, und Frikens Heldentod Anno 14 im September und Eberhards

Gelbentod Anno 18, „dicht vor Toresschluß, auch im September“, und von Gerlachs Tode und ihrer armseligen Einsamkeit in Stube und Küche. Jetzt wirkte sie einfach als alte Frau, und Leitgeb hatte Mitleid. „Ja, ja,“ sagte er unbeholfen. Da wandelte sich ihr Ton wiederum, sie wirkte wieder unbescheiden und kokett. „Und denken Sie“, lachte sie schrill, „da hatte ich nun meine schöne Jugendzeit beinahe total vergessen, aber mit einemmal schreibt die Zeitung immerfort von meinem Jan, und da denk ich also: Ich bin ja noch da, ich! Ich bin ja überhaupt die Brunnenfigur, die jetzt enthüllt werden soll, und deswegen komm ich: ich will einen Ehrenplatz, wenn eingeweiht wird, ich denke doch, das kann ich verlangen! Weil ich nun mal die Brunnenfigur bin!“ Die welke Hand wies wieder triumphierend auf die welke Brust, und die Lippen schürzten sich in Süßlichkeit. Er wollte zornig werden, dann besann er sich und sagte langsam, fast schwermütig: „Sie werden selbstverständlich eine Einladung erhalten, Frau Gerlach!“ „Ach, Sie!“ seufzte die Alte, „konnten Sie jetzt nicht Rosa zu mir sagen?“ Und sie wiegte sich hinaus.

*

Am blühenden Saum des Rondells in der Grothpromenade waren Stühle aufgestellt für die Würdenträger der Stadt und ihre Damen, und in die vorderste Reihe hatte sich Rosalie Gerlach, geborene Busch, gesetzt. Das Getöse der Stadt sauste hinter den Wipfeln, hier aber hörte man heiteren Vogelruf, und der klare Morgen war voll Maigeruch. Leitgeb sprach von Johann Groth, er schien merkwürdig ergriffen, nicht nur von Amts wegen ernst. Und die Hülle fiel:

Ein nacktes Mädchen geht über steinigen Grund, behutsam, daß keine Härte ihren samtenen Sohlen wehetue. Es ist wie ein Tanzen, und ihr Gesicht lächelt in einem göttlichen Einfall. Sie wird mit ihrer Fußspitze eine Quelle aus diesem grausamen Steingrunde zaubern, ihr wird es gelingen, denn sie ist die Schönheit und die Jugend. Sie hebt die beiden Hände an den hängenden Armen: Still, still, daß ihr mein Wunder nicht stört, und daß ihr den Sandstein nicht schreckt! Wundergläubigkeit und Wunderkraft sprechen aus Blick und Gebärde, die Welt hält den Atem verzaubert an, und siehe, der unsäglich zierliche Fuß vollbringt es, das Unfruchtbare wird fruchtbar, aus der Dürre perlt Saft, und wo der Fuß den Stein berührt, springt silbern ein Wasserstrahl empor, fällt zurück, fließt am Steinblock hinab und macht alle Erde im Kreise fruchtbar, so daß Rosen den verzauberten Klotz umblühen.

Dies war die Brunnenfigur Johann Groths. Die Würdenträger und ihre Damen waren von Amts wegen gekommen, nun aber schauten sie ehrlich erschüttert, als jetzt die Anmut selber vor ihnen stand, vom Frühling umblüht und umtönt. Rosalie Gerlach aber stand auf, zitterte, hob die Hände liebevoll, tat ein paar törichte Schritte und starrte mit klaffendem Munde, mit bebenden Lippen. Dann setzte sie die Hände mit gespreizten Fingern gegen ihre Brust und flüsterte in grenzenlosem Glück: „Ich, das bin ich!“ Sie sagte nicht: Das war ich, sondern das bin ich! Die Wahrheit des Kunstwerks war eine Sekunde lang stärker als die Wahrheit ihres Lebens. Ihr Gesicht leuchtete, ihre Augen waren noch einmal jung und lieblich. „Meine Figur!“ stammelte sie verückt und meinte etwa nicht das bronzene Kunstgebilde, sondern den lebendigen Mädchenleib. Dann preßte sie die Hände flach ans Herz. Jemand sprang herzu und fing die Stürzende auf.

Das Gesicht der Toten hatte einen schönen und jungen Mund. Sechs Jahrzehnte waren in der einen Sekunde erloschen, für diese eine Sekunde war sie wieder Mädchen geworden, und da es die letzte Sekunde des Lebens war, war sie verjüngt für alle Ewigkeit.

Hendrik Wittboois letzter Aufstand und Tod

Vor dreißig Jahren

Vorwort

Es liegt nicht im Rahmen des hier folgenden Aufsatzes, die kriegerischen Operationen und Kämpfe zu schildern, welche die Truppen des Generals v. Trotha unter seiner bewährten Führung im Gontentottenlande ausgeführt haben.

Diese Erzählung über Wittboois Ende soll sich vielmehr mit den Vorgängen, die sich hinter den Kulissen dieses Orlogs abgespielt haben, befassen, mit dem Drum und Dran, wie ich es, im Mittelpunkt der Ereignisse stehend, aus eigener Wahrnehmung zu beobachten Gelegenheit hatte, als mich im April 1904 der Gouverneur Leutwein von dem Hererokriegsschauplatz, wo ich als Hauptmann d. R. an den Kämpfen bei Windhuk und Okahandja teilgenommen hatte, nach Keetmanshoop zur Leitung dieses Bezirks entsandte.

*

Der Oberhäuptling der Gontentotten des Namalandes Hendrik Wittbooi oder Kapitän, wie er sich selbst nannte, hatte seit Ende des vorigen Jahrhunderts nicht nur auf alle Nama Stämme des Südens unseres früheren Schutzgebiets, sondern überhaupt auf seine Geschicke einen großen Einfluß ausgeübt. Uneingeschränkt herrschend in seinem Stammesgebiete, hatte er es durch seine große Klugheit und Verschlagenheit verstanden, die Interessen auch der anderen Kapitäne der Gontentottenstämme mit den seinigen zu verbinden.

Die Gontentotten sind keine Viehzüchter wie die Herero, die große Rindviehherden besaßen, sondern hielten sich auf ihren Werften meistens nur kleine Herden von Milchziegen und Fettschwanzschafen, die der Obhut der Frauen und Kinder anvertraut waren. Faul und arbeitscheu, lebte der Gontentott fast nur von der Jagd, die ihm bei den großen Wildbeständen des Namalandes reiche Beute bot. Auf ihren kleinen zottigen Pferden festgeklemmt, durchjagten sie die weiten Steppen, sie sehen scharf wie ein Luchs und haben eine sichere Hand. Selten, daß ihre Kugel das Ziel verfehlt. Ihr größter Genuß ist Kaffee und Plattentabak, ihre größte Lust — Orlog machen, d. h. Krieg führen.

Wenn ihnen die Jagdpatronen zur Neige gingen oder ihre Frauen Bedarf an Kaffee, Mehl, Zeug usw. hatten, so rief der Kapitän sie zu einem Orlogzuge in das an Rindvieh reiche Hereroland auf. Sie pflegten dann ihre Hüte festlich mit weißen Straußenfedern zu schmücken, die sie auf der Jagd erbeutet hatten, oder wenn ihr Federvorrat nicht ausreichte, mit weißen Tüchern; daher der Name Wittboois oder auch Wittkams, und deshalb schreibt der Kapitän Hendrik in seinem später angeführten Kriege: Ich bin nun „witpen“ — „weiße Feder“, d. h. Kriegsmann, geworden. Sie setzten sich dann zu Pferde und brachen unter Führung ihres verschlagenen Räuberhauptmanns Hendrik über die hohen Auasberge in das Land der Hereros ein und erleichterten deren viele Tausende an Rindvieh beherbergende Werften um einige Hundert Stück, die sie nach dem Süden, ihrem Namalande zu, abtrieben. Dort warteten schon weiße Händler aus der Kapkolonie, um diese Viehtransporte gegen Gewehre, Patronen, Tabak, Kaffee, Mehl, Zeug und andere Bedarfsartikel einzutauschen. Das Faulenzerleben, von fröhlichen Jagdzügen unterbrochen, konnte wieder

beginnen. Durch diese Räuberzüge war der Nimbus ihres fast immer siegreichen Führers Hendrik stetig gewachsen, er hatte eine Art Oberherrschaft über alle Hottentottenstämme gewonnen, nannte deren Kapitäne seine Söhne und verlangte von ihnen Gehorsam.

Mit diesem idyllischen Jagd- und Räuberleben aber ging's zu Ende, als die deutsche Regierung und mit ihr deutsche Farmer und Ansiedler ins Land kamen und die Hereros als reiche Viehbesitzer sich unter deutschen Schutz stellten. Die Räuberzüge wurden verboten, und damit waren auch die fröhlichen Jagden und überhaupt das ganze Faulenzerleben aus Mangel an Einkommen vorbei, das bisher die gestohlenen, aus dem Hererolande abgetriebenen Rinder gebildet hatten. Sie hätten arbeiten müssen, aber die Arbeit scheuten die Hottentotten wie eine Pest und lernten deshalb den Hunger kennen.

Der Gouverneur Leutwein erkannte sehr richtig, daß es für die ruhige Entwicklung des Schutzgebietes seine erste und vornehmste Aufgabe sein mußte, den unheilvollen Einfluß dieses verschlagenen Hottentottenkapitäns auszuschalten. Er zog gegen ihn 1894 zu Felde, schlug ihn in verschiedenen Gefechten in den Nauklustbergen und schloß mit Hendrik Wittbooi in Berücksichtigung der kleinen Schutztruppe in Stärke von ungefähr 200 Reitern, die ihm damals nur zur Verfügung stand, ein Schutz- und Trukbündnis ab, das dieser getreu zehn Jahre gehalten hat und dadurch dem Gouverneur Gelegenheit gab, sich der Einrichtung der Verwaltung des Landes zuzuwenden. In der Folgezeit hat Hendrik Wittbooi mit seinen Männern dem Gouverneur in den folgenden Teilaufständen der Khauashottentotten 1895, der Osthereros 1896 und anderer kleinerer Kämpfe Gefolgschaft geleistet und damit viel zur Niederschlagung dieser Unruhen beigetragen.

Auch bei Ausbruch des großen Hereroaufstandes im Januar 1904 hatte er Leutwein eine Abteilung seiner Orlogsleute als Hilfstruppe zugesandt. Als jedoch die Niederwerfung dieses großen Hereroaufstandes die Entsendung vieler deutscher Truppenmassen unter General v. Trotha erforderlich machte und Gouverneur Leutwein das Schutzgebiet verließ, zog Kapitän Hendrik seine Mannen zurück und sammelte sie wieder in seinem Stammesgebiete Gibeon. Die vielfach im Lande herumlaufenden Gerüchte, daß nach Beendigung des großen Hereroaufstandes auch die Hottentottenstämme des Südens zur Unterwerfung und Entwaffnung gezwungen würden, weckte naturgemäß eine nervöse Ruhe bei diesen. Aber daß der etwa 80 Jahre alte, die Lage klar beurteilende Kapitän Hendrik Wittbooi noch in den Aufstand eintreten würde, nachdem die Macht der Herero im Norden schon völlig gebrochen war, das befürchtete kaum noch jemand, am wenigsten der Bezirksamtman v. Burgsdorff in Gibeon, der Zentrale des Wittbooilandes, der unerschütterliches Vertrauen in Hendriks Treue setzte.

*

Da traf am 5. Oktober 1904 in Reetmanshoop ein Heliogramm des Feldwebels Beck aus Gibeon ein: „Wittboois aufständig, Bezirksamtman v. Burgsdorff und viele Farmer ermordet.“

Man hat viel darüber nachgedacht und diskutiert, was den klugen alten Hendrik Wittbooi veranlaßt haben könnte, in diesem für sein Volk ungünstigsten Zeitpunkt aufständig zu werden, als die Niederwerfung des großen Hereroaufstandes eine deutsche Truppenmacht von mehr als 10000 Mann in das Land gezogen hatte, das zuletzt nur von 770 Mann in Schach gehalten wurde, und Wittbooi sich sagen mußte, daß diese starke Truppenmacht, die nach der Schlacht am Waterberg im August 1904 frei geworden war, nun auch gegen die Hottentotten eingesetzt werden könne. Es mag sein, daß Mißtrauen gegen die neuen deutschen Truppen und deren Führer, dem die Psyche und Denkungsweise der Eingeborenen unbekannter war als uns alten

Afrikanern, dem Kapitän Hendrik Anlaß gegeben hat, die Hottentottenstämme zum Aufstande aufzurufen, aber die eigentliche Ursache ist nach meiner Meinung wohl in einem anderen Einfluß zu erblicken.

Die Hottentotten, zum großen Teil zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus der Kapkolonie in das herrenlose Namaland eingewandert, waren schon damals meistens Christen und wurden von den Missionaren der Rheinischen Mission christlich und kirchlich betreut.

Hendrik Wittbooi war einer der frommsten Christen nach Hottentottenart, der nie einen Gottesdienst bei seinem Missionar in Rietmund zu versäumen pflegte. Im Sommer 1904 war ein Hottentott aus dem Betschuanalande der Kapkolonie, namens Sheppart Stürmann, in das Wittbooiland eingewandert, der sich selbst als einen Propheten und Abgesandten Gottes bezeichnete, und hatte auf der Wittbooi-Werft einen unheilvollen Einfluß auf den für mystische Vorstellungen sehr empfänglichen alten Hendrik Wittbooi ausgeübt.

Dieser Prophet Sheppart Stürmann trieb sich auch später einmal, lange nachdem die Wittboois aufständig geworden waren, in meinem Bezirke Reetmanshoop herum, ohne daß er je zu fassen war, um auch hier die Hottentottenwerften in den Aufstand hineinzubeziehen. Einen Jungen aus seiner Hottentottenbande, der eigenartigerweise unter dem Namen Paul Meyer bekannt war, schickte er sogar wiederholt aus den Rharrasbergen heimlich nach Reetmanshoop, um zu spionieren, wo er auf der damals etwa 1000 Köpfe starken Werft der Reetmanshooper Hottentotten Unterschlupf fand, die sich den Aufständigen nicht angeschlossen hatten, deren Treue und Zuverlässigkeit aber selbstverständlich nicht so weit ging, einen Stammesverwandten der deutschen Polizei auszuliefern. Dieser etwa 14jährige Hottentottjunge verband das Nützliche mit dem Angenehmen und stahl Kaffee, Tabak und Zeug aus den dortigen Warenlagern, was er dann nach der Werft seines Vaters, bei dem sich der Prophet aufhielt, brachte. Bei einem solchen Einbruch wurde er schließlich abgefaßt und ins Gefängnis gesteckt. Ich schrieb darauf an den Propheten einen Brief, den ich ihm durch einen zuverlässigen Eingeborenen zusandte, er möge wegen dieser Diebstahlsfachen einmal nach Reetmanshoop kommen, ich würde dann vielleicht auch den Paul Meyer wegen seiner kleinen Diebereien freilassen können. Des Geistes Kind dieser sogenannte Abgesandte Gottes war, beleuchtet wohl am besten sein Antwortbrief an mich, der in wörtlicher Übersetzung aus dem Rapholländischen folgendermaßen lautete:

„Ich Stürmann Sheppart habe Deinen Brief vom 21. Juli empfangen, mit dankbarem Herzen. Ich habe verstanden, was Dein Wunsch bedeutet; aber das ist mir schwer, daß Du Deinen Diener ins Gefängnis einsperrst. Paul Meyer ist Dein Freund, darum der, der Dir dient, ist mein Feind. Nun ersuchst Du mich, daß ich meinen Feind aus dem Gefängnis herausholen soll, statt daß Du ihn herausholst. Nun will ich sagen, ich würde es tun; denn ich bin gegen Dich noch nicht aufgestanden. So gebe ich Dir dieses Versprechen: Wenn er kommt, das Gut von Mans (?) zu holen, was ich bereits abgegeben habe, dann werde ich hören, ob der P. Meyer bereits aus dem Gefängnis entlassen ist, über den Kaffee und Tabak, woran ich unschuldig bin, den ich mit meinen Augen nicht gesehen habe, den er abgegeben hat an seinen Vater, darum werde ich das tun, aber er ist mein Feind.

So endigt mein Brief, Herr Magistrat!

In dem Beginn war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott.

So diese Dinge, die ich Dir nun bekannt mache, sind von Gott dem König des Himmels und der Erde. Er derselbe Herr hat mir, Sheppart Stürmann, die

Erkenntnis Gottes gesandt. Durch mich erlöst Gott der Schöpfer Israels die Welt. Das Gesetz des Herrn ist heilig, wie es uns die Bibel verkündigt (nämlich), daß in den letzten Tagen ein König geboren werden soll und das ist geschehen vom Herrn, auf daß er möge herrschen über die ganze Welt; darum gebraucht Gott ihn, um ein Königreich zu zerschlagen; dies ist beschlossen von dem Herrn der Heerscharen.

So bin ich geboren unter dem Himmel und war Gott, um dieses Werk zu beginnen; so ist der Beginn vom Herrn und auch das Ende vom Herrn.

So mache ich Dir bekannt im Namen des Herrn, um seines Namens willen, des Wille allein geschieht; er ist noch nicht geboren, sei bange vor ihm, erwarte, er erscheint nach kurzer Erwartung. So wenn der Tag anbricht, werde ich Dir einen Vorboten senden.

So ermahne ich Dich, damit Du das weißt, gegenüber dem ganzen Volk, weil ich die Kenntnis von Gott habe; ich habe es gesehen.

Bis hierher und nun wollen wir schließen im Namen des Herrn Amen.

Dieser Bescheid ist von der Hand des ‚Herren‘ ich bin nur ein Mitläufer, das schreibe ich an den Namen des Magistrats.“ (Bezirksamtmanns)

Der suggestive Einfluß dieses Wanderpredigers der äthiopischen Kirche, die den Grundsatz vertritt: „Afrika den Afrikanern“ hat zweifelsohne die letzten Bedenken des alten, bigotten Kapitäns Hendrik Wittbooi, wie ich ihn aus vielen persönlichen Unterhaltungen in den letzten 10 Friedensjahren erkannt hatte, weggeräumt und ihn dahin getrieben, sein Bündnis mit der deutschen Regierung zu brechen und aufständig zu werden. Hendrik hielt sich durch diesen Propheten von Gott dazu berufen, wie seine Briefe zeigen werden, sein Volk von der Abhängigkeit zu erlösen und wieder zur Herrschaft zu führen.

*

Nach dem vorher angeführten Heliogramm aus Gibeon erhielt ich am 6. Oktober, zwei Tage später, von dem Kapitän der Verschaer Hottentotten Christian Soliath, einem von Missionaren erzogenen, relativ sehr gebildeten Eingeborenen auf meine Ermahnung, treu seinem Traktat zu verbleiben, folgenden Brief, den ich in wörtlicher Übersetzung aus dem Rapholländischen folgen lasse:

„An den Kaiserlichen Bezirksamtman in Reetmanshoop.

Es wird hierdurch ehrerbietig zur Kenntnis gebracht, daß ich zu meiner größten Betrübnis heute von Wittboois Aufstand gehört habe. Auch von Wittbooi selbst kriege ich heute abend einen Brief, dem ich Euer Edlen einliegend zusende.

Was mich und meine Verschaer anbetrifft, so nehme ich und meine Stammesuntertanen Eure Vermahnung an und erkläre: ‚Wir haben uns seiner Majestät unterstellt, und wir bleiben deutsche Regierungsuntertanen.‘ Ich und mein Stamm sind in der größten elendigen Lage. Als deutsche Freunde und Untertanen werden wir nicht geschont. So bitte ich untertänigst um Beschirmung und bitte das Kaiserliche Bezirksamt um Beschirmungstruppen und Munition zu unserer Verteidigung. Ich möchte auch gern die Heliographisten hier behalten, aber der Befehl zum Gehorsam ist die erste Sache. So soll ich die Leute gegen den Befehl nicht zurückhalten. Da Wittbooi auch an die anderen Kapitäne schreibt, so wünsche ich, daß der Bezirksamtman den Paul Fredrik von Bethanien und Hans Hendrik der Feldschuhträger nach Reetmanshoop rufen, um möglichst mit ihnen zu sprechen, denn sofern ich verstehe, will Wittbooi alle Kapitäne gegen die Regierung aufrufen, und mein Wunsch ist, daß Paul Fredrik und Hans Hendrik

auch in Frieden bleiben. Ich gebe an Wittbooi eine Antwort, und ich werde das, was ich an Wittbooi schreibe, an das Bezirksamt in Kopie durch meine Mannen Euer Edlen zusenden.

Ich komme noch einmal auf meine Bitte an das geehrte Bezirksamt zurück: Laßt Eure Untertanen doch nicht wie Hunde tot geschossen werden und laßt doch wenigstens 50 oder 20 deutsche Soldaten nach hier kommen; und sofern es geht, uns auch mit den Soldaten Patronen zusenden, denn wir haben zu unserer Verteidigung keine Patronen. Ich bin augenblicklich krank, aber ich soll Euer Edlen ein paar Mannen zusenden. In der Hoffnung, daß das Bezirksamt unserer gedenkt, nenne ich mich

mit Hochachtung

Johann Christian Goliath

Kapitän.“

Diesem Schreiben des Kapitäns der Bersebaer lag der Originalbrief des Hendrik Wittbooi bei, in dem er die Kapitäne von Berseba, Bethanien und den Kapitän der Feldschuhträger in Roes auffordert, sich dem Aufstande anzuschließen. Dieser Brief lautet:

Rietmond. 1. 10. 04.

An meine lieben Söhne und Mitbrüder und Kapitäne Christian Goliath in Berseba
Aan Myn Liefde Soonen en mede broeders en Capiteinen Christian Goliath op Berseba,
und Paul Frederiks in Bethanien.
en Paul Fredriks op Bethanie.

Weil ich kein Papier habe, so schreibe ich Euer Liebden auf einem Papier, so om dat ik niet papier had daarom schryf Ulieden op een papier, zoo müssen Euer Edlen Christian lesen und an Paul schnell weitersenden. Meine Söhne, moet u Edl Christiaan lees en voor Paul haast sturen, myne Zonen so wie wir alle wissen, habe ich seit langer Zeit unter dem Geseß und in dem Geseß zoo als ons allen weet heb ik van langen dyt onder de wet, en in de wet, und hinter dem Geseß gestanden und wir alle mit aller Gehorsamkeit, aber mit der en achter de wet, geloop, en wy allen met al gehoorzaanheid maar met Hoffnung und Erwartung, daß Gott der Vater soll seine Zeit bestimmen, um uns hoop en verwacht dat God de Vader zal zyn tyd bestur om ons zu erlösen, von den Schwierigkeiten dieser Welt. Denn soweit habe ich es mit Frieden de verlos, van deze moidelyk heid van deze werld, want zoo ver heb ik met vrede und in Geduld getragen, und alles, was auf mein Herz drückt, vorbeigehen lassen, weil en met geduld getraagt, en allen wat op myn hart truk laten voorby gegaan, om ich auf den Herrn gewartet habe. Aber ich will nicht viele Worte machen für das dat ik op de Heere verwacht maar ik zal niet veele woorden voor Schreiben an Euer Liebden, so werde ich nur von zwei Punkten reden, aber ich Ulieden schryven, zoo zal ik slechts van twee punten zeggen, maar ik hoffe, daß Euer Liebden mich verstehen wird. Erstens meine Arme und meine Schultern hoop dat Ulieden zal my verstan. eerste Myne Armen & myne schouders sind lahm geworden und ich habe gesehen und erkannt, daß die Zeit nun voll geworden zyn laam geword, en ik heb gezien en geloof, dat de dyt nu vol geworden

ist, daß Gott der Vater die Welt erlösen wird. So gebe ich Euer Liebden diesen is, dat God de Vader werld verlos. Zoo geft ik Ulieden als Ulieden deze Brief zu lesen und dann so schnell, wie es Euer Liebden möglich ist, verlange ich, brief lees, dan de lyk zoo als Ulieden moet lyk, en ik begeert daß Euer Edlen den Brief auch schnell an Paul weiterfenden. Der zweite Punkt dat u Edl moet ook voor Paul haast de sturen, de tweede punt ist: Ich habe nun aufgehört, um noch hinterher zu gehen, und ich werde auch an ik hebt nu op gehouden om noch achter aan de gaan, en ik zal ook voor Hauptmann (v. Burgsdorff) einen Brief geben und sagen, daß ich nun weiße Feder Hoofman brief geven en zegen dat ik nu witpen

(Kriegsmann) geworden bin und daß die Zeit nun vorüber ist, da ich hinter Ihm geworden en dat de dyt voorby gegaan is wat ik achter Hem gehen soll. Die Zeit ist abgelaufen und der Heiland will nun selbst handeln und er will moet gaan de dyt is af geloop en de Heiland wil nu werk zelf en hy wil uns erlösen durch seine große Gnade und Barmherzigkeit. Ich wünsche, daß Ihr an ons verlos, door zyn groote genade en barmhartigheid, ik wens dat u voor Rapt. Paul auch den Brief schnellstens sendet, denn sobald ich an den Hauptmann Capt. Paul ook de brief haast sturen want als ik voor Hoofman den Brief gegeben habe, dann wissen Euer Liebden, was er dann tun wird, dies brief geef dan weet Ulieden wat en hoe hy zal werk, dit alles habe ich auch an alle anderen Höfe geschrieben. alles heb ik oak aan alle andere Hoofden gegeven.

Ich schließe mit herzlichem Grüßen und ich bin Euer Liebden Vater
Sluit ik met hartelyk groetenis ik ben Ulieden Vader

Capitein

Hendrik Witbooi

Aus den Worten dieses Briefes ist klar und deutlich der Einfluß des Propheten und Wanderpredigers der äthiopischen Kirche zu erkennen.

Dem Briefe des Bersebaer Kapitans lag auch die Kopie seiner Antwort an Hendrik Witbooi bei, die er seinem Oberhäuptling auf dessen Kriegsruf sofort zugesandt hatte und die ein schönes Zeichen von der Anhänglichkeit der Bersebaer Hottentotten an die Deutsche Regierung ist, die ihre Treue auch bis zum Ende des Aufstandes gehalten haben. Diese Antwort lautet in der Ursprache und in der Übersetzung wie folgt:

Berseba d. 6. Oktober 1904.

Aan

den Edelen Kapitein

Hendrik Wittbooi

Rietmond

Lieber Kapitän!

Live Kapitein!

Ich bin erschrocken, als ich Euern Brief gelesen habe, denn ich habe so etwas von Ik heb geschrik toen ik Uwen brief gelezen heb, want ik heb zoo iets van Euer Edlen nicht erwartet. Da Euer Edlen alt geworden ist, habe ich gedacht, daß U Edlen niet verwacht. Om dat U Edlen oud geworden is, heb ik gedacht, dat

Euer Edlen in Frieden seine übrigen Lebenstage vollenden würde. Ich rate Euer U Edlen in vrede het overige levensdagen zal voleinden. Ik smEEK U Edlen so gut zu sein und aufzuhören.

Edlen zoo good te wazen, en op te houden.

Ich erkläre Euer Edlen aufrichtig meine Meinung! Ich will keinen Krieg zwischen Ik verklaar U Edlen opregt myne mening. Ik wil geen oorlog tuschen Euer Edlen und der Regierung sehen und ich halte an unserm Bündnis mit der Regierung U Edlen en de Regeering zeen, en ik houde het Traktaat met de Regeering fest und ich wünsche, daß Euer Edlen an demselben auch festhalten sollen. vast, en ik wensch, dat U Edlen dezelve ook moet vast houden.

Tut doch Euer Bestes und macht Frieden mit der Regierung und laßt keine Kriegs-Doe toch Uwe best en maak vrede met de Regeering, en laat geene oorlogs beschwerden wieder hier im Süden Platz finden. Als Euer Sohn und Freund habe onrustigheid we der hier in 't zuiden plaats vinden. Als Uw zoon en Vriend heb ich Euer Edlen meine Meinung erklärt und ich hoffe, daß Euer Edlen auf meinen ik U Edlen myne meening verklaard, en ik hoop dat U Edlen op myn

Rat hören möchten.

raad moogt hooren.

Beste Grüße von
Beste groetein von

Euerm Sohn
Uw Zoon

Joh. Chr. Goliath
Kapitein.

*

Meine Aufgabe als Verwaltungschef des Südens mußte nach Empfang dieser Kriegsnachrichten in erster Linie sein, durch zuverlässige eingeborene Hilboten die Hottentottenkapitäne meines Bezirks brieflich davor zu warnen, dem Aufrufe Hendrik Wittboois zu folgen, und sie aufzufordern, ihrem Bündnisse mit der deutschen Regierung treu zu bleiben, sowie ferner die auf ihren Farmen zerstreut im Lande sitzenden Deutschen zu benachrichtigen, sich auf die von der Polizei besetzten Stationen zusammenzuziehen, wo sie ihr Leben sichern und wenn nötig verteidigen konnten. Ich war nach Kenntnis der Hottentottenstämme von vornherein davon überzeugt, daß die Feldschuhträger und ein großer Teil der am Fischfluß sitzenden Bethanier Hottentotten dem Aufruf Hendrik Wittboois schließlich doch nachkommen würden. Wenn sie jedoch auch nur wenige Wochen auf meine Briefe hin sich noch ruhig verhalten würden, so war für die alleinwohnenden Farmer schon viel gewonnen. Ich glaubte, voraussetzen zu dürfen, daß die Hottentottenkapitäne, die ich persönlich gut kannte, ebenso wie sie mich, auf meine Beruhigungsschreiben antworten und vorher nicht aufständig werden würden, zumal wenn ich damit kleine, leicht zu erfüllende Aufträge verband. So schrieb ich zum Beispiel an den Feldschuhkapitän neben der allgemeinen eindringlichen Verwarnung vor dem Aufstand, der nur zur Vernichtung der Hottentottenstämme führen würde, weil die deutsche Regierung viele Tausend Soldaten und viele Kanonen in das Namaland zur Niederwerfung des Aufstandes entsenden werde: er möge mir doch schleunigst auch noch ein dorthin entlaufenes Polizeimaultier und einige in Roes zurückgelassene Tauben schicken. Während dieses Briefwechsels, der etwa 6 Wochen bis Anfang Dezember 1904 sich hinzog, blieben die Feldschuhträger

unentschlossen in Roes sitzen, und ähnlich verhielten sich auch die Bethanier Hottentotten auf meine Korrespondenz hin mit dem Erfolge, daß alle Farmer sich inzwischen nach den befestigten Stationen retten konnten und im Reetmanshooper Bezirke, als dem einzigen des Binnenlandes, kein Weißer ermordet worden ist.

Zugleich mit seinem Aufrufe zum Aufstande, gerichtet an die Hottentottenkapitäne, hatte Hendrik seinem Bezirksamtman v. Burgsdorff in Gibeon durch seinen Unterkapitän Samuel Izaak seine Kriegserklärung Anfang Oktober mündlich und schriftlich zur Kenntnis gebracht. Dieser ritt sofort mit Samuel Izaak von Gibeon nach Rietmund, wo sich Hendrik Wittboois Werst befand, in dem Vertrauen, daß es seinem persönlichen Einfluß, den er in den verflossenen 10 Jahren so oft mit großem Erfolg ausgeübt hatte, noch gelingen werde, den Kapitän umzustimmen und von seinem verderblichen Unterfangen zurückzuhalten. Kurz ehe v. Burgsdorff auf der Werst Hendriks in Rietmund ankam, wurde er von einem seiner Orlogsmänner durch einen Schuß in den Rücken meuchlings ermordet. Ob diese gemeine Tat auf Veranlassung des Wittboois kapitäns erfolgt ist, der v. Burgsdorff so oft als seinen besten Freund und Gönner unter den Deutschen bezeichnet hat, ist unaufgeklärt geblieben. Jedenfalls hat Hendrik selbst diesen Mord später gebilligt, weil er, wie er gesagt hat, dadurch Handlungsfreiheit bekäme und der Notwendigkeit überhoben war, seinem langjährigen Berater Auge in Auge Rede und Antwort zu stehen.

Der auf Rietmund eingesezte Missionar Holzapfel wurde nach mehrfachen persönlichen Verhandlungen von Hendrik angewiesen, sofort mit seiner Familie Rietmund zu verlassen und nach Gibeon zu ziehen, wofür ihm ein Ochsenwagen zur Verfügung gestellt wurde. Unterwegs aber wurde der Missionar von den Begleitmannschaften der Wittboois vor den Augen seiner Frau und Kinder erschossen.

Mit dieser Ermordung des Bezirksamtmanns v. Burgsdorff und des Missionars Holzapfel von der Rheinischen Mission nahm das unheilvolle Verhängnis im Bezirke Gibeon, dem Wittbooilande, seinen blutigen Verlauf. Zahlreiche Farmer in diesem Lande wurden ermordet, kleine Patrouillen und Polizeisoldaten der kleinen Stationen wurden abgeschossen. Die Heliographenstationen auf den Bergeshöhen mußten eingezogen werden. Die einzige Verbindungsmöglichkeit nach Nord und Süd, nach Windhuk und Reetmanshoop war mit dem 4. Oktober 1904 zerstört.

Meine Warnungsbriefe an die verschiedenen Hottentottenkapitäne beantworteten diese, sowohl Paul Frederik aus Bethanien wie Hans Hendrik aus Roes schriftlich mit der erneuten Versicherung, in Treue das Traktat mit der deutschen Regierung zu halten und sich dem Aufstande der Wittboois nicht anschließen zu wollen. Diesen Versicherungen konnte man nur eine temporäre Bedeutung beimessen. Anders lag die Sache bei den Reetmanshooper Swartbooihottentotten unter Kapitän Frederik Platje und bei den Bersebaern unter Chr. Goliath. Die Wersten der ersteren standen unter ständiger polizeilicher Aufsicht des Bezirksamts, sie konnten nicht so leicht mit ihren Weibern, Kindern und ihren Viehherden zu den Aufständigen weglaufen, und letzterer hatte sich gewissermaßen durch die sofortige Ablieferung der Kriegsbotschaft des Wittboois kapitäns an mich gebunden und fürchtete einen Krieg. Beide Stämme, besonders aber Chr. Goliath von Berseba haben der Regierung, vor allem der kriegführenden Truppe als landestkundige Wächter und Ochsenwagenpersonal, besonders aber auch durch sofortige Zuleitung jeder Bewegung der feindlichen Hottentottenbanden ganz unschätzbare Dienste geleistet, als daß nicht alles aufgeboten werden mußte, sie in dieser Notmäßigkeit zu halten und zu stärken.

Die immer als unsicher bekannten Bondelswarthottentotten, bei denen schon 1903 wiederum Unruhen ausgebrochen waren, sind bei dem Ausbruch des Wittbooi-aufstandes ausgeschaltet gewesen, weil ihre Großleute damals als Geiseln festgesetzt wurden. Im weiteren Verlauf des Krieges schlossen sich viele der dadurch



Hendrik Wittbooi

General v. Trotha, Oberbefehlshaber der deutsch-südwestafrikanischen Schutztruppe in den Kämpfen gegen die Hottentotten



Oberstleutnant v. Estorff im Hottentotten-
aufstand 1905/06



Bezirksamtman Schmidt als Hauptmann
d. R. der Schutztruppe



Hendrik Wittbooi mit seinen Söhnen und Großleuten im Schmuck der weißen Feder



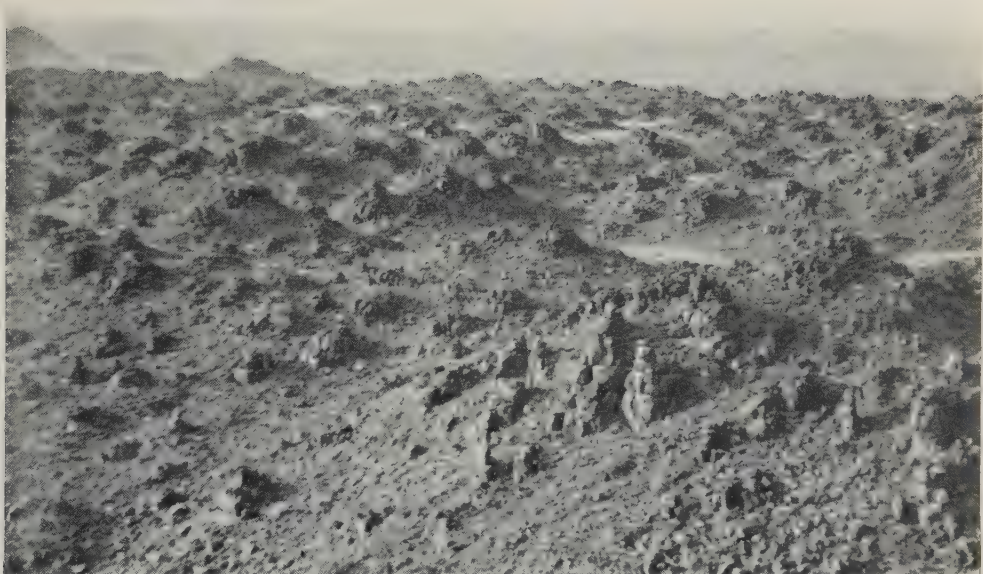
Ochsenwagen vor der Abfahrt von Keetmanshoop



Keetmanshoop im Jahre 1905



Der Slangkoop, eine charakteristische Bergformation südwestlich von Keetmanshoop



Phot. Koester

Die schwer zugänglichen Kharraasberge sind ein riesiges, fast vegetationsloses Urgesteinsmassiv, das sich bis zu 1000 m über die Hochfläche des südlichen Namalandes erhebt



Der Oranjeßuß, der nur zur Regenzeit diese breite Wasserfläche zeigt, bildet mit seinem Unterlauf die Südgrenze von Deutsch-Südwestafrika



Phot. Koester

Der kleine Ort Gibeon mit seiner lauber eingefassten Einfahrtsstraße liegt am Rande des Fischflusses,
dessen breites Bett dort meist nur von einem bachartigen Wasserlauf durchzogen wird



Phot. Koesler

Im Tal des Fischflusses wechselt die Szenerie oft auf kurze Entfernungen zwischen von Dornbusch dunkel umgrüntem
oder von Fels und Geröll umfäumten Ufern



Groß-Windhuk, das einst von Hottentotten und Hereros heißumfrittene Zentrum Südwesafrikas,
liegt 1700 m über dem Meere in einem quellenreichen Hochtal am Fuße der Auaberge

führerlos gewordenen Bondels der Bande des Morenga an, der in den Oranjebergen bei Warmbad und in den Rharrasbergen sein Unwesen trieb. Die erste Waffentat dieses verwegenen Damerabastards, dem sich unerklärlicherweise die Hottentotten unterstellten, obwohl sie sonst mit einer Geringschätzung auf derartige farbige Mischblüter herabzublicken pflegen, war ein Gefecht bei Mourisfontain, südlich Warmbad, in dem Morenga sich mit gewaltiger Übermacht einer aus den Oranjebergen nach Warmbad marschierenden kleinen Offizierspatrouille in einer Gebirgsschlucht vorlegte. Die ganze Patrouille, die aus den erst kürzlich mit dem Detachement v. Lengerke aus Deutschland ins Land gekommenen jungen Offizieren, Leutnant Alfred Schmidt (meinem Bruder), Leutnant v. Heydebreck, drei Unteroffizieren und fünf Reitern bestand, wurde von sicheren Bergeshöhen aus abgeschossen.

Die Gochashottentotten unter Simon Kopper, die allgemein immer schon unzuverlässig beurteilt wurden, hatten sich sofort dem Aufstande der Wittkams angeschlossen. Die Feldschuhträger in Roes verhielten sich infolge meines Briefwechsels mit den Kapitänen vorerst noch ruhig, bis auch sie sich Ende November 1904 durch Abtreiben von Pferden und Vieh von dem Truppenposten Rabus dem Aufstande anschlossen. Die in den Fischflußbergen sitzenden Bethanier Hottentotten riegelten durch Überfall auf die Wagentransporte des Bayweges diese wichtige einzige Stappenstraße für den Proviantnachschub von der Küste, Lüderitzbucht, nach Keetmanshoop ab. In den Rharrasbergen saß Morenga mit den Morrisleuten und vielen Bondelskriegern und sperrte die Verbindung nach dem Süden und der Kapkolonie.

Ich versuchte im Oktober 1904, als auf diese Weise jede Post- und Heliographenverbindung nach Nord, Süd und West unterbrochen war, durch eingeborene Boten dem Gouvernement in Windhuk und dem Reichskolonialamt in Berlin über die durch den unerwarteten Wittbooaufstand verhängnisvoll gestaltete Kriegs- und Verpflegungslage im Süden Bericht zu erstatten. Ich nahm dazu häufiger als Boten einen im allgemeinen ganz gut gesinnten Hottentotten namens Ruben, der nur die üble Angewohnheit hatte, Tabak und vor allem Schnaps aus den Kaufmannslägern zu stehlen, und deswegen ins Gefängnis gesetzt war. Ich sicherte ihm Freiheit und ein Geschenk von Tabak und Schnaps nach seiner Rückkehr zu, wenn er einen harmlos gehaltenen Brief an den Distriktchef von Warmbad, Grafen v. Ragened, abliefern würde. Ruben trank gern einen, und für eine Flasche Schnaps als Belohnung tat er alles. Mit jenem Briefe gab ich ihm einen mit griechischen Buchstaben geschriebenen Zettel mit, den kein Eingeborener entziffern kann, in dem Graf v. Ragened beauftragt wurde, das Futter des Sattels des Reitesels und Rubens Stiefelschäfte aufzutrennen. In dem Sattelfutter und in den Stiefelschäften hatte ich, ohne daß der Bote selbst dies wußte, meine Berichte einnähen lassen. Diese Berichte sind auf solche Weise ausnahmslos in Warmbad richtig angekommen und von dort über das nahe Steinkopf (Kapkolonie) an das Generalkonsulat nach Kapstadt gelangt, das sie telegraphisch und schriftlich nach Windhuk und Berlin weitergab, wo sie im amtlichen Kolonialblatt veröffentlicht wurden. Der versoffene Hottentottenbote hat auf diese Weise brav verschiedene wichtige und gefährvolle Botengänge nach Warmbad und Gibeon ausgeführt.

(Schluß folgt)

Volksgemäße Musik

1.

Volksmusik. Volkstümliche Musik. Volksverbundene Musik. Volksnahe Musik. Völkische Musik. Volkliche Musik. Nationale Musik. Begriffe, über die in unseren Tagen viel geredet und viel geschrieben wird. Hier soll noch ein neuer beige-steuert werden: volksgemäße Musik, gebildet analog zeitgemäß, kein sehr schönes Wort, aber eines, das geeignet erscheint, Klarheit zu schaffen. Zuviel Dunkles treibt sich zwischen jenen Begriffen umher.

Das Wort „volkstümlich“ ist doppeldeutig. Volkstümliche Musik, das ist einmal: Musik, die volkstümlich in ihrem Ursprung ist. Deren Ursprung im Volkstum steckt. Volkstum aber ist „die Gesamtheit der Charaktereigenschaften und Gemüts-erregungen, die einem Volk oder Stamm eigen sind“.

Die Verwurzelung der Kunst im Volk kann unmittelbar sein, wenn die Kunst vom Volk selbst geschaffen wird. Diese Volkskunst ist „in erster Linie immer eine Bauern-kunst und wie der Bauer an Himmel und Erde, und was dazwischen ist, an die schaffende Natur gebunden“. Solche volkstümliche Kunst ist möglich in der bildenden Kunst, weniger schon in der Dichtung (Richard Wagner glaubt daran, wenn er im Entwurf der „Meistersinger“ vom Juli 1845 schreibt: „Ich faßte Hans Sachs als die letzte Erscheinung des künstlerisch produktiven Volksgeistes auf.“), kaum in der Musik (die romantische Anschauung vom Entstehen des Volksliedes im Schoß des Volkes ist ja längst ad acta gelegt.).

Die Verwurzelung kann mittelbar sein, wenn ein Dichter, ein Musiker, ein Bildner jenem Volkstum nahesteht, wenn diese Künstler auf ihr Volk „zurück“ gehen. In der Musik heißt diese Quelle, dieser Brunnen der Reinigung und Stärkung: Volkslied. Unter Musikern weiß man, wie es immer Zeiten und Künstler gegeben hat, die vom Volkslied ausgingen. In neuerer Zeit waren es Carl Maria v. Weber, Beethoven, Brahms, Mahler, Grieg, Janacek, von den Lebenden sind es vor allem Bela Bartok (in seinen mannigfaltigen Volksliedbearbeitungen) und Strawinsky, aber auch Hindemith (in seiner Spielmusik „Ein Jäger aus Kurpfalz“), Haas (in dem Weihnachtsliederspiel „Christnacht“), Manuel de Falla, Ottmar Gerster (in seiner Oper „Madame Lise-lotte“) und selbst ein so artistischer Komponist wie Richard Strauß (in der „Ara-bella“), die sich vom Volkslied befruchten ließen.

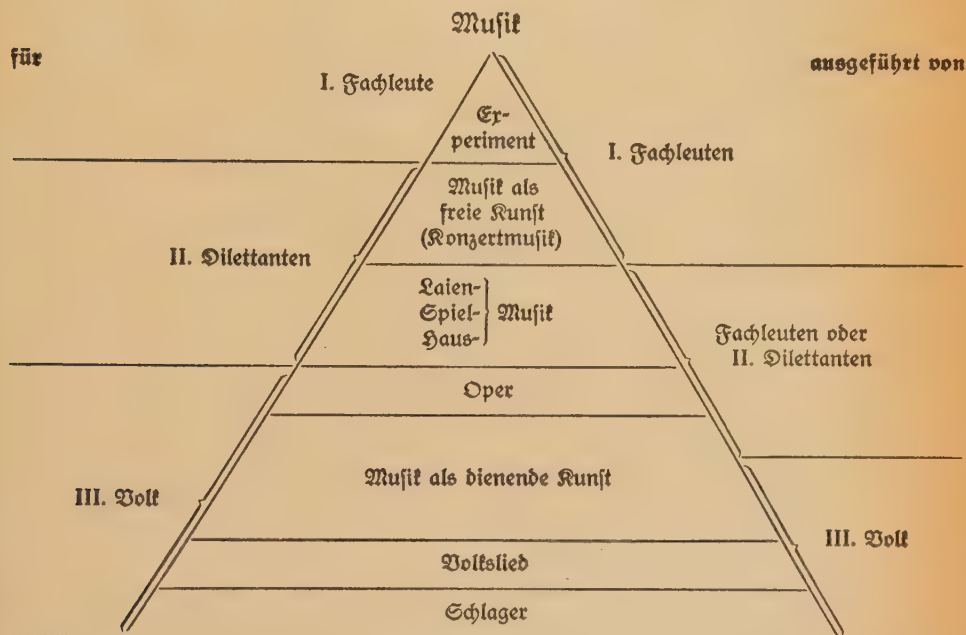
Diesen Sinn des „volkstümlich“ meinen die Worte „völkische Musik“, „nationale Musik“, „volkliche Musik“, „deutsche“, „französische“, „nordische“, „südlische“, „Neger-Musik“.

Demgegenüber steht die Volkstümlichkeit der Bestimmung, dem Ziel nach. Musik also, die für das Volk gemacht ist. Musik, die dem Leben, dem Wesen, dem Niveau des Volkes entspricht. Musik, die den Bedürfnissen des Volkes entgegenkommt. Musik, die — das lateinische Wort für „Volk“ gesetzt — populär ist. Dieses Wort aber hat zuviel Nebenbedeutung, hat zuviel Ironisches, Absprechendes an sich, als daß man es gebrauchen könnte. Wir ersetzen es mit „volksgemäß“. Musik, die dem Volk (Volk hier im Sinne einer soziologischen und geistigen Gliederung, die Hand in Hand geht. „Hohe Kultur ist mit Luxus und Reichtum untrennbar verbunden“, schreibt Spengler in „Jahre der Entscheidung“) gemäß ist, für die das Volk das Maß und

das Muß abgibt. Diesen Sinn des „volkstümlich“ versuchen die Worte „volksnahe“, „volksverbundene“, „volkstümliche“ Musik zu treffen.

2.

Man kann das Verhältnis der komponierten Musik zu ihren Verbraucherkreisen mit einer Pyramide vergleichen, die verschiedene Stockwerke hat (siehe Tabelle).



In den unteren Stockwerken dieser Pyramide setzen wir die Musik an, die mit Absicht für das Volk, also dem Volke gemäß, der Aufnahmefähigkeit des Volkes entsprechend, komponiert ist. Wie sie aussieht, das hängt dann davon ab, welche Anschauung der Komponist vom Volksmäßigen, vom Volk hat. Es ist in letzter Hinsicht keine musikalische, sondern eine ethische Frage.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schlager „populär“, dem Bedürfnis des Volkes, um nicht zu sagen, dem Niveau des Volkes entsprechend ist. Er würde sonst nicht so verheerend grassieren, nicht wie eine Seuche in alle Schlupfwinkel dringen, angefangen bei der spiegelglatten Bar des internationalen Hotels bis zu den schmutzigen Hinterhaushöfen der Großstadt und den Straßen, die vom Dorf aus durch wogendes Korn gehen, wo Bauernburschen und Bauernmädchen ebenso gerührt wie ihre Geschwister in der Großstadt den „Treuen Hufaren“ besingen und das Brüderlein zum Trinken auffordern und „Lasse die Sorgen zuhaus!“

Hier ist also die Gemeinschaft hergestellt, die sowohl die Voraussetzung des Volksliedes war (weshalb man ja auch den Schlager das „moderne Volkslied“ genannt hat) wie auch die Voraussetzung der „Volkskunst“, und zwar durch den Text. In ihm nämlich klingt die Gemeinschaft des Schicksals an oder auch die Gemeinschaft der Sehnsüchte, die weite Kreise, die das „Volk“ verbindet. Was er im Innersten wünscht, das wünscht der Mensch im Schlagertext zu finden. Er will, im Jahre 1931, einer Madame die Hand küssen, er will viele Frauen haben, er will Leutnant bei den

Husaren sein, und er will, wenn er ein Mädchen ist, mindestens einen Generaldirektor heiraten. Erfolgsschlager von 1931: „Die ganze Welt ist himmelblau“ (aus dem „Weißen Röhl“). Ein Wunschtraum. Ein anderer: „Eine Nacht in Monte Carlo möcht' ich wandeln unter Palmen mit dir.“ Für 1933 stellt Harry Schred fest: „Während noch vor einem Jahr die Schlagertexte so taten, als gäbe es noch immer jene Welt, die das trostlose Los hat, weltmännisch zu sein, tun sie das plötzlich in ihrer Mehrzahl nicht mehr. Auch sie haben sich, wie man so sagt, ein wenig umgestellt. Ihre Wunschträume, dereinst auf das große Glück des sogenannten großen Lebens gerichtet, sind schon fast so genügsam geworden wie jene Zeitgenossen, die sie beim Mitträllern nachträumen möchten. Die meisten Texte dieses Jahres handeln vom kleinen Glück.“

Der Schlagertext als Zeitausdruck: dies ist der Hauptgrund, warum der Schlager an seine Zeit gebunden ist und mit seiner Zeit geht. Auf die Musik kommt es weniger an, und schon gar nicht auf deren künstlerischen Wert. Im Gegenteil. Man kann feststellen, daß es gerade die musikalisch wertlosten Schlager sind, die das Geschäft machen. Der Schlager darf musikalisch gar nicht wertvoll sein, weil er sonst nicht „schlagend“ wirkt, weil er sonst vom Volk nicht angenommen wird. Er ist der Triumph der Simplität.

Das Volk als Kunsttrichter spielt da eine recht schlechte Rolle. Man ist versucht, aus den „Meisterfingern“ den Ausspruch Rothners zu zitieren: „Der Kunst droht allweil' Fall und Schmach, läuft sie der Gunst des Volkes nach.“

Man darf das Volk nicht zu sehr schmähen. Es ist ein Kind, das nach dem Spielzeug greift, es ist wie die Wilden, die alles Glänzende lieben, und wenn es auch nur leeres Glas ist. Man darf ihm eben kein leeres Glas geben, sondern muß ihm echte Gaben aus der Welt der Kultur mitbringen.

3.

Es hat Zeiten gegeben, wo auch die ernsthaften, die von ihrer ethischen Sendung erfüllten Musiker sich an das Volk gewandt haben, für das Volk geschrieben haben. Ja, früher war das gar kein Problem. Musik war für den Laien geschrieben, weil die Laien die Träger der Musikkultur waren. Das farbte natürlich auch auf die Musik ab. Man achtete die Grenzen, die dem Laienmusizieren gesetzt waren. (Es lag natürlich in der Art der Musik, daß diese Grenzen leicht innezuhalten waren.) Die große Literatur der „Hausmusik“, die Moser in seinem Musiklexikon bei den weltlich textierten Motets der ars antiqua anfangen und bei den Schubertschen Symphonien aufhören läßt, ist Volksmusik, die sich an die Gemeinschaft der Musizierenden wendet.

Erst recht war in der religiösen Musik die Bindung an das Volk da. Die Messen und Motetten des Mittelalters schwebten nicht in der Luft. Sie waren dem Stoff nach – Ausdruck eines gemeinschaftlichen, nicht gespaltenen religiösen Empfindens – mit dem Volk verbunden und bewahrten überdies in ihrer musikalischen Struktur durch den weltlichen cantus firmus den Zusammenhang mit dem Alltag. Und im Protestantismus sang die ganze Gemeinde den Choral, der vielfach aus dem Volkslied hervorgegangen war (Kontrafaktur).

Ein paar Beispiele für profane Gebrauchsmusik: Lasso sagt ausdrücklich in seinem Vorwort zu seinen fünfstimmigen Liedern (1567), daß er die Lieder fünfstimmig gesetzt habe, „weil die Deutschen so in der Kunst geübt seien, daß immer wohl fünf beinander sich finden werden, auch von Nichtberufsmusikern, um sie zu singen“. Sweelink widmet das zweite Buch seiner Psalmen zu 4, 5, 6, 7 und 8 Stimmen (1613) „Den wohlbedlen Herren... vornehmen Musikliebhabern der berühmten Stadt Amsterdam... Wie sie sich regelmäßig versammeln...“

Gegensatz dazu: Carl Maria von Weber spricht in seinem Roman „Tonkünstlers Leben“ vom geistigen Ohr, das „mit wunderbarem Vermögen die Tongestalten

erfaßt“, als von einem „göttlichen Geheimnis“, „das auf diese Art und Weise, nur der Musik angehörig rein, dem Laien unbegreiflich bleibt“.

Damit wird die Musik in die Isolierung gedrängt, vom Ohr des Volkes hinweggedrängt. Nicht mehr das Ohr, sondern das Gehirn nimmt die Musik auf. Nicht mehr das Sinnliche der Musik entscheidet, sondern, wie es Heinrich Besseler in seiner Vorlesung „Die Musik im geistigen Leben der Nation“ (Sommersemester 1933, Universität Heidelberg) formuliert hat, die „geistige Ordnung“. Den „Wendepunkt der deutschen Musik“ sieht Besseler um 1771, als Haydn die „Sonnenquartette“ (op. 20) schrieb. Während viele Sätze noch durchaus naiv erfunden sind, mit Anklängen an das österreichische Volkslied, bringen die Schlusssätze meist Fugen, zum Teil mit mehreren Themen, die zu erkennen und zu verfolgen einem Laien nicht mehr möglich ist. Die „geistige Ordnung“ bringt es mit sich, daß die Melodie nicht mehr naiv erfunden wird, sie ist vielmehr von vornherein auf ein bestimmtes kompositorisches Ziel hin konstruiert.

Anfang bei Haydn, Schlusspunkt bei Schönberg. Seine Werke werden in Privatzirkeln aufgeführt. Die absolute Musik der Gegenwart ist, so hat es Ernst Krenek sehr anschaulich dargelegt, „zu einem Spiel geworden, das für jene interessant ist, die die Spielregeln kennen“. „Dem Laien“ aber „unbegreiflich bleibt...“

Sie ist eine esoterische Angelegenheit. Die Pyramide verengert sich bedrohlich nach oben. Der Kreis der Empfänger wird immer kleiner, aber noch enger der Kreis der Musizierenden. L'art pour l'art, nicht wie dort l'art pour l'homme, um einen Ausdruck Meier-Gräfes auf die Musik anzuwenden. Besser gesagt, nicht mehr Musik pour tous les hommes, sondern nur für die Gemeinschaft der Kenner, für den „Musikalischen“, „der dadurch Sinn für Musik bekundet, daß er das Technische dieser Kunst wohl unterscheidet und empfindet“ (F. Busoni, „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst“).

Diese Kunst ist „Luxus“. Diese Musik ist keine „Weise des Daseins“ (Besseler).

4.

Zwischen den beiden Extremen liegen Zwischenreiche, Stufen zwischen Basis und Spitze der Pyramide.

Vor allem das Volkslied, das meist aus echter, erlebter Gemeinschaft, aus der Gemeinschaft des Milieus, entstanden ist.

Dann alle jene Musik, die man unter dem Begriff „Gebrauchsmusik“ zusammenfaßt, ein Begriff, den Besseler, der sich in seinem Habilitationsvortrag „Grundfragen des musikalischen Hörens“ zum erstenmal in aller Gründlichkeit mit dem Problem befaßt hat, neuerdings als tautologisch ablehnt und nach dem Vorbild H. Krehschmars durch „dienende Kunst“ ersetzt. Es ist Musik, die „umgangsmäßig“ erlebt wird. Musik „im Dienste eines außermusikalischen Zusammenhangs“. Im Gegensatz zu ihr steht die Musik als „freie Kunst“, die ausschließlich vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu betrachten ist. Die dienende Musik muß sich in ihrem Schwierigkeitsgrad (geistig und technisch) den Kreisen anpassen, an die sie sich wendet. Es sind jeweils Gemeinschaften, die durch andere als musikalische Interessen zusammengehalten werden. Die Gemeinschaft ist also die Voraussetzung der Musik, nicht umgekehrt die Gemeinschaft Folge der Musik. Letzteres ist ein Glaube, dem die romantische Musikauffassung huldigte, von dem sich auch die musikalische Jugendbewegung leiten ließ, als sie auf die „Erlösung durch den Kanon“ (Besseler) hoffte.

Es ist Musik, die sich an den Laien wendet, nicht an den Berufsmusiker. An den Tanzenden, nicht an den zum Tanz Aufspielenden, an den Gläubigen, nicht an den Kirchenmusiker (der unter Umständen glaubenlos sein kann). Vielfach wird

diese Musik auch vom Laien selbst ausgeführt. Erst recht muß sich dann der Komponist an die Fähigkeit des Laien halten. Er muß volksgemäße Musik komponieren.

Am breitesten ist die Basis, wenn es sich dabei um eine religiöse Gemeinschaft handelt, die Grenzen des „Volkes“ (im nationalen Sinn) also aufgehoben sind. Ein Beispiel aus der heutigen Musik bietet die Speyrer Domfestmesse, die Josef Haas auf Bestellung (dieses „auf Bestellung“ ist schon ein Hinweis auf echte „dienende Kunst“) des Speyrer Bischofs geschrieben hat. Die Messe der Millionen hat man sie genannt; mit Recht; überall wird sie gesungen, in ganz Deutschland wie im Ausland.

Enger als diese Gemeinschaft der Gläubigen ist die Gemeinschaft der Nation, die im Nationallied erfasst wird. Ähnlich wie im Deutschlandlied das Deutsche auf eine mystische Weise in essentia enthalten ist, repräsentiert das Horst-Wessel-Lied Sinn und Wesen der nationalen Revolution. Gerade der Nationalsozialismus hat die Bedeutung der Musik als einer dienenden Kunst erkannt. Sie steht im Dienst der Idee. Auch der Marxismus hatte die Musik als Lehrmittel, als pädagogisches Hilfsmittel gebraucht. Bezeichnend genug, daß es Hanns Eisler war, ein Schüler Schönbergs, der allem Subjektivismus, den sein Lehrer am reinsten vertritt, abschwor und sich der Masse zuwandte, der aus der romantischen Vereinigung des Künstlers heraustrat ins Leben, der sich zum „Aktivismus“ bekannte. Die Gemeinschaft der Partei, an die er sich wandte, bedeutete allerdings eine gefährliche Verengerung und einen Mißbrauch der Musik.

Horst Wessel hatte, wie neuere Studien ergaben, die Melodie des nach ihm genannten Liedes aus älteren Volksliedvorlagen zusammengestellt. Bei Joseph Haas handelt es sich dagegen um Neukomposition; der Erfolg beweist, daß Haas den echten, volksgemäßen Ton getroffen hat. Bemühungen um eine solche Musik finden wir auch in der Chormusik, in den Werken von Armin Knab, Walter Rein u. a., am besten zu studieren in den Chorbüchern, dem „Mainzer Singbuch“, und dem „Lobeda-Singbuch“. Sie wenden sich an die Gemeinschaft der Musizierenden. Zu ihr gehört auch der Laienmusiker, der von der zeitgenössischen Komposition besonders reich bedacht wird („Jugendmusik“, „Spielmusik“, „Laienmusik“, „Hausmusik“).

Damit nähern wir uns der Spitze der Pyramide. Es ist nur mehr eine Stufe bis zur Konzertsymphonie, bis zur Musik als „freier Kunst“. Die Gemeinschaft der Musizierenden ist deren bester Abnehmerkreis. Ein Zwischenreich ist noch zu nennen: die Oper. Während eine Beethovensche Symphonie nie eigentlich unters Volk dringen kann — der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß man niemals bei einer Standmusik Teile aus einer Beethovenschen, gar einer Brucknerschen hören kann — sind die Opern-melodien wirklich volkstümlich. Man denke an den „Freischütz“, an den „Lohengrin“; selbst ein so artistisch raffiniertes Werk wie die „Meistersinger“ erfreut sich der gleichen Wertschätzung auch in Kreisen, die sonst nur im Schlager zu Hause sind.

Es liegt auch hier daran, daß es eigentlich „dienende Musik“ ist, die uns in der Oper entgegentritt. Sei es nun, daß der Komponist von vornherein den melodischen Duktus dem Liedmäßigen annähern mußte (da die Oper ja zur Hälfte aus einem Text besteht) oder daß der Hörer in der Aufnahme und in der Fähigkeit des Aufbewahrens durch die Assoziation mit dem Operngeschehen ein leichteres Spiel mit dieser Art von Musik hat. Es ist mehr der Stoff als die Musik, die dem Volk entspricht. Jene Opern sind am volkstümlichsten, wo die Musik am wenigsten „stört“.

5.

Die Folgerung aus all dem für die Musikpflege? Man muß mit zwei Möglichkeiten rechnen. Erziehung des Volkes zur Konzertsymphonie, heißt die eine. Dahin

gehen alle jene Bestrebungen, die unter dem Namen „Volksmusikpflege“ zusammengefaßt werden. Veranstaltung von „Volkskonzerten“, Vorträgen, Einführungen in die Musik, Erziehung der Jugend zum Konzert.

Die Skeptiker glauben allerdings nicht an einen endgültigen Erfolg dieser Maßnahmen. Schon Hermann Krehßmar warnte 1903: „In ihrem vollen Umfang läßt sich die freie Kunst den arbeitenden Kreisen nicht zu eigen machen.“ So bliebe denn der andere Weg, daß man statt dieser „Demokratisierung der Musik“, die „Aktivierung des Hörers“ versuche (Besseler).

Das bedeutet für die Komponisten den Zwang, sich aus dem „Tempel der Kunst“ herauszubeben und auf den Marktplatz des Lebens zu treten. Als Vorbild dafür nennt Besseler Beethoven, der mit „Wellingtons Sieg“ sich als „politischer und realistisch denkender Mensch“ gezeigt habe. Krehßmar nennt solches Verhalten der Komponisten einen „philanthropischen Dienst“. Es ist darum gar nicht so abwegig, wie manchmal behauptet wurde, wenn Joseph Haas sein Oratorium „Die heilige Elisabeth“ ein „Volksoratorium“ nennt. Man argumentiert, Haydn habe die „Schöpfung“ nicht für das Volk geschrieben und sie sei doch volkstümlich geworden. Man übersieht dabei, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der Musik Haydns und der unserer Zeit besteht. Jene Musik hatte die Voraussetzungen für die Volkstümlichkeit noch in sich. Heute aber muß ein Komponist diese Voraussetzungen neu schaffen. Haas hat es getan und der Erfolg hat ihm recht gegeben.

Ganz zu Unrecht begegnet man dieser dienenden Musik mit Hochmut. Krehßmar, der die Musik als eine „geborene Hilfskunst“ ansieht, stellt in dem für diese Frage grundlegenden Aufsatz „Volksmusik und höhere Tonkunst“ fest: „Die meisten Höhepunkte in der Entwicklung der Tonkunst sind die Ergebnisse volkstümlicher Strömungen. Volkstümlich in dem mitgeteilten Sinne eines Entgegenkommen genommen.“ Anschließend beweist Krehßmar diese Behauptung mit einem Gang durch die Musikgeschichte.

Krehßmar geht noch weiter — und er wird damit hochaktuell. Er sagt: „Als freie Kunst leistet die Musik das Höchste, was ihr technisch und geistig möglich ist, als dienende Kunst hat sie die meisten Untertanen, trifft auch voll empfängliche Gemüter und wirkt und wirkt am weitesten. Das Richtige ist deshalb nicht die Gleichstellung der beiden Gruppen, sondern die Bevorzugung der Musik als dienender Kunst.“

Wie diese Musik aussehen muß, bringt Krehßmar, „frei nach Windelmann“, wie er sagt, auf die Formel: „Einfalt und Charakter“ müsse die Musik haben. Der Dichter Hermann Hesse hat es einmal in einem Gedicht, „Tessiner Häuser“, sehr schön formuliert:

„Einfach und alt wie ein Gesang,
Den keiner lernt und jeder kann.“

René de Clercq

Es werden nun bald zwei Jahre her sein, daß René de Clercq die Erde und uns verlassen hat, um eine bessere Heimat zu finden. Denn was soll auch ein feuriger Dichtersmann, der aus dem ärmsten Flandern stammte, das vierzehnte Kind seines für ihn viel zu alten Vaters, der Seiler von Beruf war — was sollte er in der Verbannung seine letzten Lebensjahre ärmlich vertun, der die große Erinnerung an seine Glanzzeit in Flandern als ein Rufer seines verkümmerten Volkes stündlich mit sich umhertrug und miterlebt hatte, daß sein Volk aus den Bleikammern seiner seelischen Verstümmelung noch zu einem neuen, freien Leben zu erretten war? Er würde es aber selbst nicht mehr erleben, das fühlte er. Jedoch nie zweifelte er daran, daß die große Stunde der süßen Freiheit eines Tages auch für Flandern anbrechen würde, wenn das Volk sich besonnen hätte, daß es Höheres gibt, als die Heimat mit unzähligen armen Kindern zu bevölkern, die keinen höheren Lebensstand wegen des Fehlens der notwendigen vlämischen Schulen erreichen können, es sei denn, daß sie all die Entbehrungen und Demütigungen über sich ergehen lassen, wie er es selbst, der Volksdichter René de Clercq, hat tun müssen in einem Lande, das ein fremder König und ein fremder Geist beherrschten.

Ja, Belgien ist ein gottgesegnetes Land, ein Reich, in dem man noch billig leben kann und gut für wenig Geld. Das wird einem immer vorgehalten, wenn man des unwürdigen Lebenslozes der Flamen gedenkt. Es ist dies nicht zu bestreiten, das verhältnismäßig üppige Leben; aber ich frage: ist dies alles, wonach eine Menschenseele zu ihrem Glücke verlangt? Gibt es nicht Dinge, die uns Deutschen so selbstverständlich vorkommen, das unser Gemüt es sich gar nicht auszumalen wagt, wenn sie über Nacht uns genommen würden? Und dies gilt gerade vom einfachen Mann in einem Land, wo Luther, Hutten und Goethe und hundert andere große Geister für die geistige Entwicklung und Freiheit ihr Leben lang stritten und dafür sterben konnten.

Das war René de Clercq versagt. Nach vierzehnjähriger Verbannung war der kaum Fünfzigjährige schon steingrau geworden, und die Schwermut in seinen riesigen Augen, die wie Feuerräder rollten, war die von gefangenen edlen Raubtieren, die fern ihrer Heimat zugrunde gehen.

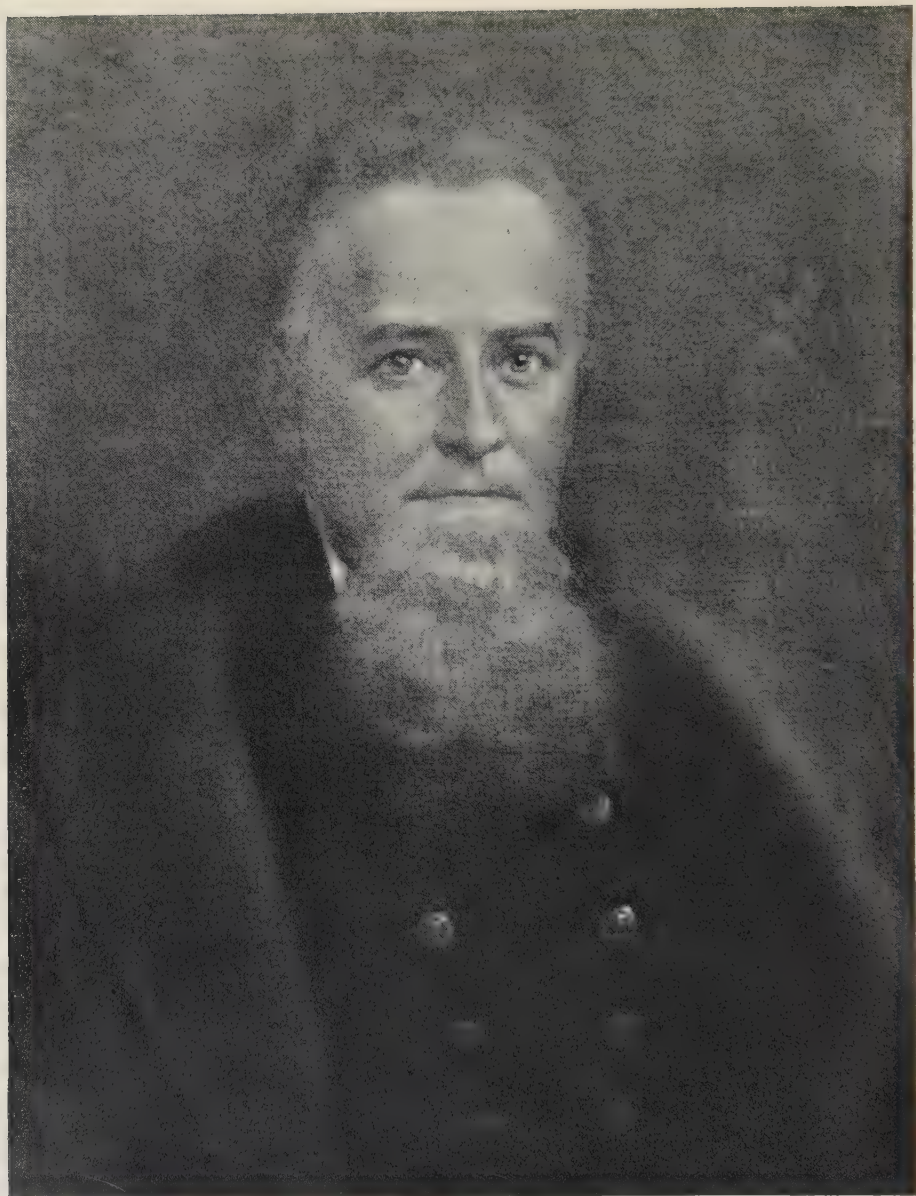
Er hatte es dankbar empfunden, daß Deutschland ihn nach dem Kriege, als er in Amsterdam wohnte, nicht ganz vergessen hatte; zuerst kam er damals direkt nach Lübeck, wo ihm einige alte Freunde und Bewunderer einen sehr herzlichen Empfang bereiteten. Aber diese Reise war für ihn schon keine ungetrübte Freude mehr. Er mußte sich dem deutschen Auswärtigen Amt verpflichten, in Deutschland keine vaterländischen Reden zu halten. Das hatte ihn mit Recht schwer verärgert, denn eine solche Verpflichtung brauchte er in den Niederlanden nicht einzuhalten. Von Deutschland hatte er sich einen anderen Geist versprochen.

Wer ihn in Lübeck beobachten konnte, der ihn früher in seiner Kampfeszeit aus Flandern kannte, der mußte unwillkürlich an die Altersbilder Rembrandts denken, an den abgekämpften Künstler, dem das Leben böse mitgespielt hatte. Und dieses Bild wurde noch deutlicher, als er als Gast des Professor Brochhaus nach dem Essen aus seinen biblischen Dramen vorlas, die alle unwillkürlich etwas von den biblischen Bildern Rembrandts an sich hatten. War es die Luft Amsterdams, in der sie entstanden waren? Ich weiß es nicht.

In Berlin saß er bei einem Herrenessen wieder in dem Kreise, in dem er schon einmal gefessen, kurz vor dem Ende des Krieges, als er in seiner prachtvoll männlichen Art den schon etwas pessimistisch angehauchten Gemütern mit mächtigen Worten jeden Zweifel an dem siegreichen Enderfolg verwies. Deutschland wird siegen,



René de Clercq



John A. Wagener

Bildnis J. A. Wageners im Stadthaus zu Charleston. Der Namenszug stammt von einem lithographierten Bildnis Wageners in der Sammlung des Herrn Albert Orth, des Besitzers der „Southern Printing & Publishing Company“, die von 1853 bis zum Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg die „Deutsche Zeitung von Charleston“ verlegte.

Deutschland muß siegen! Das war damals sein Glaube an Deutschland, denn Deutschlands Sieg war auch Flanderns Sieg.

Jetzt las er aus seinen Streitgedichten, aus dem Nothorn. Reden durfte er nicht, aber seine Lieder durfte er doch wohl zum besten geben. Und er trug sie wieder vor mit der alten Kraft seiner besten Mannesjahre, in denen er sie gesungen. Unvergängliche heldische Lieder von germanischer Kraft und Farbenpracht, als ob Rubens noch einmal als Dichter auferstanden wäre, Rubens, den de Clercq so überaus geliebt, den heroischen Rubens, den die heutigen Kunstgelehrten uns wieder einmal nahebringen sollten.

Und es war uns bei diesen Nothornliedern, als dröhnten alle Belfriede und Kirchen Flanderns ihre majestätischen Weisen von Flanderns großer Zeit im Mittelalter und als riefen ein ganzes Volk in unmenschlicher Angst: Feuer, Feuer!

Die Sehnsucht nach seiner Heimat, dem Land seiner Jugend und Kampfsjahre hat ihn gemordet, den Dichter förmlich erdrosselt. Wir ahnten es, und doch haben wir uns alle an die Brust geschlagen, als die Nachricht hindurchsickerte: René ist nicht mehr! Noch einmal wollten Freunde ihn in der letzten Not erretten; sie hatten für ihn die Erlaubnis für eine kurze Reise nach Flandern erwirkt. Da hörte sein großes, selbstloses Herz auf zu schlagen. Das Volk in Flandern aber ahnt noch nicht, welcher Geist ihm in der Fremde verlorenging. Uns aber geht ein dunkles Ahnen auf, daß wir seit Walter von der Vogelweide keinen Dichter mehr gehabt haben, der so heldisch von heldischen Männern und so bezaubernd von schönen Frauen sang wie René de Clercq, der Flame.

CARL SÜßER

Der unbekannte Deutschamerikaner

I.

Dem Reichsdeutschen sind in der Regel nur zwei Namen geläufig, wenn die Rede auf das Deutschamerikanertum kommt: General von Steuben und Carl Schurz. Das soll aber keinen Vorwurf bedeuten, denn im Durchschnitt weiß der Deutschamerikaner, der doch sozusagen an der Quelle sitzt, auch nicht viel mehr von den Männern die aus seinen eigenen Reihen hervorgingen und Großes, ja, vielfach Unschätzbares zum Emporkommen ihres neuen Vaterlandes beitrugen. Die anderen Deutschamerikaner größeren Formats sind fast ausnahmslos dem Vergessen anheimgefallen, sobald ihre sterblichen Reste in die kühle Erde gesenkt wurden, ganz gleich, ob sie sich auf dem Felde der schönen Künste, der Politik, der Technik, der Literatur, des Handels, der Jugendbildung, der Religion oder der Waffen betätigten. Und wenn es in Amerika keine Concord Society gäbe, die sich in erster Linie mit der Geschichte des Deutschamerikanertums befaßt, aber leider auch nur eine kleine Schicht davon erreicht, dann stände es noch schlechter um die Kenntnisse der Deutschamerikaner über ihre Geschichte und die Männer, welche die Höhepunkte darin vorstellen.

Jedoch nicht einmal diese Vereinigung hat jemals einen Mann erwähnt oder wahrscheinlich nie an ihn gedacht, der in der zweifellos größten Epoche des Deutschamerikanertums, in dem Bruderkriege zwischen den Nord- und den Südstaaten, eine ganz hervorragende Rolle spielte und gleichzeitig deutscher im Herzen blieb als gar mancher seiner Stammesgenossen. Ich habe mich der Mühe unterzogen, in New-York und anderen großen Städten Hunderte von Deutschamerikanern nach diesem Manne zu befragen. Nicht einer von ihnen hatte je seinen Namen gehört, von seinen Taten ganz zu schweigen, obgleich er in mehr als einer Beziehung einzig dasteht. Er hat eine Stadt gegründet, die heute noch besteht und gedeiht. Verschiedene andere seiner

Gründungen zeitigten ausnahmslos Ersprießliches und bestehen zum Teil noch heute, wenn auch unter amerikanischen Namen; er war Bürgermeister einer der größten Hafenstädte des Landes und bewährte sich in dieser Stellung in vorbildlicher Weise. Er war auch ein Truppenführer ersten Ranges und leistete mehr als so mancher, dessen Heldentaten seinerzeit in den Himmel gehoben wurden. Warum ist das Andenken an diesen bedeutenden Mann nicht nur aus dem Gedächtnis seiner Blutsgenossen, sondern sogar aus den Spalten der größten Nachschlagewerke auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans so vollkommen gelöscht worden?

Sehr einfach — er lebte und focht nicht auf der gewinnenden Seite, sondern auf der verlierenden. Während bei den Nordstaaten Hunderttausende von Soldaten deutscher Abkunft und Geburt unter mehr als zwanzig deutschen Generälen für die Einheit der Nation stritten, gab es auf der Seite der sezeßionistischen Südstaaten nur eine Handvoll deutscher Soldaten und nur einen General deutscher Geburt. Das war Johannes Andreas Wagener, geboren im Jahre 1816 in Sievern in Hannover, der Mann, der so vollkommen vergessen ist, als ob er nie gelebt hätte.

„Nichts zählt als der Erfolg“ — wenn es je ein Schulbeispiel für die Wahrheit dieses harten amerikanischen Wortes gab, dann hat es dieser Hannoveraner in Amerika geliefert. Das ist vor allem für die Deutschamerikaner beschämend. Man mag das Wort des bekannten deutschamerikanischen Dichters und Publizisten, George Sylvester Viereck: „Niemals auf der gewinnenden Seite, immer auf der rechten“, als einen selbstgefälligen Aphorismus ohne große innere Bedeutung betrachten, aber was an Wahrheit darin zu finden ist, läßt sich mit Fug und Recht auf Wagener anwenden.

II.

Johann Andreas Wagener kam schon im Alter von fünfzehn Jahren nach Amerika. Warum, läßt sich aus den spärlichen Aufzeichnungen nicht mehr feststellen, ebenso wenig, wer seine Eltern waren, doch hatte er jedenfalls eine gute Schulbildung genossen, weshalb man wohl annehmen kann, daß er aus guter Familie stammte. In New York trat er als Lehrling in ein größeres Handelshaus ein und bewährte sich so, daß er schon zwei Jahre später eine gutbezahlte Stellung als Buchhalter in einem großen Geschäft in Charleston, Süd-Karolina, erhielt. Auf die Dauer war der Strebsame aber nicht damit zufrieden. Überhaupt war er ein sogenanntes Universalgenie, und obgleich diese Menschenart häufig mit einem mitleidigen Lächeln angesehen wird, gibt es doch einige unter ihnen, die diesem bespöttelten Titel Ehre machen. Unstreitig zählte Wagener zu dieser Abart.

In einigen Jahren hatte sich der begabte junge Mann die nötigen Verbindungen und Kenntnisse der Verhältnisse im Süden des Landes angeeignet und ein kleines Kapital erspart. Damit machte er sich selbständig. Er handelte mit Grundeigentum und Zeitungen; diese vertrieb er hauptsächlich unter den deutschen Arbeitern in Charleston, welche wegen ihrer Unkenntnis mit den landesüblichen Gesetzen und Methoden häufig einen Mann brauchten, der sich darauf verstand und vor allem ehrlich war. Wagener entsprach diesen Anforderungen in jeder Hinsicht. Bald wurde er öffentlicher Notar und leistete in dieser Stellung den Deutschen der Stadt, die etwa eintausendzweihundert Köpfe zählten, wertvolle Dienste. In kurzem schwor jeder Deutsche in Charleston auf den jungen Hannoveraner, ebenso ein großer Teil der amerikanischen Bevölkerung.

Jetzt begann Wagener deutsche Vereine und Vereinigungen zu gründen, jedoch immer im gemeinnützigen Sinne, soweit sich das nach Lage der Verhältnisse durchführen ließ. Er rief im Jahre 1838, nachdem Charleston von einer großen Feuersbrunst verheert worden war, eine freiwillige deutsche Löschkompagnie ins Leben, der er selbst zwölf Jahre lang aktiv angehörte. Er gründete eine deutsche Freimaurerloge und einen deutschen Turnverein, eine deutsche Feuerversicherung und eine deutsche Schützen-gesellschaft. Sogar auf das geistliche Gebiet wagte sich dieser ungewöhnlich vielseitige

Mann. Er regte die Gründung einer deutschen Kirchengemeinde an und übte anfänglich selbst das Amt des Predigers darin aus. Selbstredend begab er sich auf das journalistische Gebiet. Er gründete die zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung „Der Teutone“, die sich durch vornehme und unparteiische Haltung vor den demagogischen Heßblättern auszeichnete, die in jener gespannten Zeit im Süden wie im Norden nur zu häufig waren und viel zum endlichen Ausbruch des Bürgerkrieges beigetragen haben. Durch seine anständige Haltung erwarb Wagener seinem Blatte einen ausreichenden Leserkreis, trotzdem die Zahl der Deutschen in Süd-Karolina verhältnismäßig sehr gering war.

Diese Vielbeschäftigung Wageners bedeutete aber durchaus kein zielloses Herumspringen von einer Sache zur anderen. Er blieb in allen seinen Gründungen unermüdlich tätig, und schon deshalb hatten sie ausnahmslos langen Bestand, einige von ihnen bis heute. Als sich nach dem Jahre 1848 die Zuwanderung der Deutschen nach dem Süden vergrößerte, gründete er sogar eine Stadt für sie. Er wählte dazu einen Komplex im Inneren des Staates, in Oconee County, wo das Klima gesünder war als an der damals mit Malaria und gelbem Fieber geplagten Küste. Der neue Ort, von ihm „Walhalla“ genannt, blühte schnell empor und zählte schon nach einigen Jahren über tausend Einwohner. Heute beträgt die Einwohnerzahl von Walhalla gegen dreitausend Köpfe, und das schmucke Städtchen ist allem Anschein nach der einzige Ort auf der Welt, in dem das Andenken an Johann Andreas Wagener noch nicht gänzlich erloschen ist.

Durch seine gemeinnützige Tätigkeit erwarb sich Wagener in der amerikanischen Bevölkerung und bei den maßgebenden Behörden Süd-Karolinas bald den Ruf des einflußreichsten Mannes unter den Deutschen des Staates. Schon lange vor dem Kriege hatte er sich für die Errichtung einiger deutscher Freiwilligenkompagnien in Charleston eingesetzt und war zum Major im ersten Milizregiment von Süd-Karolina ernannt worden. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges beförderte ihn Gouverneur Pickens zum Oberstleutnant, und wenige Monate später stand der Hannoveraner als Oberst an der Spitze des ersten Artillerie-Regiments von Süd-Karolina.

Jetzt konnte Wagener beweisen, daß auch ein guter Soldat in ihm steckte. Die Feuertaufe erhielt er bei der Beschließung von Fort Sumter; seine große Chance kam jedoch erst, als die Flotte der Nordstaaten an der Küste Süd-Karolinas erschien.

Im Herbst 1861 griff die Bundesflotte die konföderierten Befestigungen auf Hilton Head an, welche den Eingang zu dem wichtigen Hafen Port Royal deckten. Wagener hatte das dortige Fort Walker mit zweihundert deutschen Artilleristen besetzt, die von zweitausend Mann konföderierter Infanterie, ebenfalls unter seinem Kommando, unterstützt wurden. Am 7. November griffen neunzehn Kriegsschiffe mit vierhundert Geschützen und eine Landungstruppe, fünfzehntausend Mann stark, Fort Walker an. Fünf Stunden lang wurde es mit einem geradezu höllischen Feuer belegt. Der amtliche Bericht des kommandierenden Uniongenerals über die Schlacht besagt, daß in dieser kurzen Zeit zweitausendeinhundert Granaten und Bomben in das Fort geworfen wurden. Fast alle Geschütze Wageners wurden bald außer Gefecht gesetzt. Da mußte die tapfere Besatzung den Rückzug aus dem völlig zerstörten Fort antreten, nachdem sie den Angreifern schweren Schaden zugefügt hatte. Wie bedeutend dieser gewesen sein muß, erhellt am besten daraus, daß die übermächtigen Nordstaatler die kleine Schar zurückweichender „Rebellen“ nicht zu verfolgen wagten; ja, Wagener konnte sogar seine sämtlichen Verwundeten mitnehmen und in Sicherheit bringen. Der Bericht des Uniongenerals sagt darüber wörtlich:

„Die Rebellen antworteten nur noch mit zwei Kanonen. Innerhalb zwanzig Minuten plakten nicht weniger als zweihundert Bomben in ihrer Mitte. Aber den unvergleichlichen Mut, mit welchem diese Artilleristen unter dem vernichtenden Bombenhagel ihre Geschütze bedient hatten, herrscht im ganzen Geschwader und in der Union-armee nur eine Stimme. Er wäre einer besseren Sache würdig gewesen.“

Man muß es dem Süden lassen, daß er mit der Belohnung dieser Heldentat eines Deutschen schneller bei der Hand gewesen ist, als es der Norden bei manchen ähnlichen Gelegenheiten war. Wagener wurde sofort zum Brigadegeneral und Platzkommandanten von Charleston ernannt. Ferner erklärte die Legislatur des Staates in einer Entschließung, sie habe mit der höchsten Befriedigung von der heldenhaften Verteidigung Fort Walkers vernommen und spräche dem General Wagener und dem deutschen Artillerie-Bataillon ihren tiefstgefühlten Dank für die dabei an den Tag gelegte Tapferkeit aus.

Bald darauf erbaute der General das Fort, welches auf dem nördlichen Ende der Morris-Insel vor dem Hafen von Charleston lag und ihm zu Ehren den Namen „Fort Wagener“ erhielt. Im Juni 1863 landeten die Uniontruppen auf dem südlichen Ende dieser Insel und auf der benachbarten Folly-Insel, brachten ihre schwersten und weitesttragenden Belagerungsgeschütze in Stellung, bombardierten Fort Wagener sechs Tage und Nächte lang mit aller Macht und setzten dann zum Sturm ein. Aber Wagener und seine tapferen Soldaten sandten den Feind mit blutigen Köpfen zurück; die Uniontruppen verloren eintausendfünfhundert Mann bei diesem Angriff. Sie mußten sich deshalb zu einer regelrechten Belagerung entschließen, welcher das Fort nach unausgesetzter schwerer Beschießung erst im November 1863 erlag. Von hier ab bis zum Ende des Bürgerkrieges, das über vierzehn Monate später eintrat, schweigen die vorhandenen Aufzeichnungen über das Schicksal Wageners; allem Anschein nach war er in die Gefangenschaft der Nordstaatler gefallen.

III.

Nach Beendigung des großen Kampfes finden wir Wagener wieder in Charleston. Er söhnte sich schnell und gern mit der Wiederherstellung der Union aus und scheute sich auch nicht, offen einzugestehen, daß die Sezessionsbewegung zur Beibehaltung der Sklaverei ein schwerer Fehler gewesen sei. Er mag sich also von Anfang an in dem gleichen Gewissenkonflikt befunden haben wie jene amerikanischen Soldaten deutscher Geburt oder Abkunft, die im Weltkriege gegen ihre Blutsbrüder ins Feld ziehen mußten und diese harte Pflicht ihrem Lande gegenüber mit zusammengebißenen Zähnen, aber getreu bis zum Einsatz ihres Lebens durchführten. „Deutsch sein heißt treu sein“ — diesen schönen Grundsatz haben nicht nur Carl Schurz und Franz Sigel befolgt. Auch Wagener tat es, wenn auch auf der anderen Seite.

Die Unionregierung erkannte die Verdienste Wageners jedoch ebenfalls an, was offenbar mehr als alles andere für die vorzüglichen Eigenschaften dieses Mannes spricht, und ernannte ihn zum Brigadegeneral der Miliz von Süd-Karolina. Er konnte sich nunmehr wieder seiner friedlichen bürgerlichen Tätigkeit widmen und außerdem für die Ausöhnung der politischen Gegensätze wirken. Zur Unterstützung der Einwanderer gründete er die „Deutsche Gesellschaft von Süd-Karolina“; im Jahre 1871 wurde er von der unabhängigen Bürgerpartei zum Bürgermeister Charllestons erkoren. Er wurde auch nach vorbildlicher Amtsführung zwei Jahre darauf wiedergewählt. Inzwischen hatte jedoch jene verdammenswerte Art der Regierung durch die Nordstaatler, welche nur im bittersten Sarkasmus als „die Rekonstruktionsperiode“ bezeichnet werden kann, im Süden eingesezt. Sie hat den Süden bis heute mehr in der Verbitterung gegen den Norden erhalten als der verlorene Bürgerkrieg. Denn damit kamen die berüchtigten „Carpet Baggers“ ins Land, politische und sonstige Abenteurer des Nordens schlimmster Ordnung, welche unter stillschweigender Billigung und häufig sogar unter offener Unterstützung der Washingtoner Regierung die Südländer wie ein recht- und machtloses Volk, das nur zur Ausbeutung und Knechtschaft vorhanden ist, behandelten. Diese traurige Cipperschaft beherrschte auch Charleston in der Folge völlig durch ihre republikanische Wahlbehörde, welche den rechtmäßig erwählten Bürgermeister Wagener im Jahre 1873 kurzerhand „hinauszählte“. Freilich hielt das

anständige Element der Stadt nach wie vor zu ihm und hätte ihn im Jahre 1875 ohne Zweifel wiedergewählt. Die Washingtoner Regierung sah aber sehr wohl ein, welches Schicksal dann den „Carpet Baggers“, ihren Schülzlingen, blühen würde. Sie griff deshalb in vollkommen rechtloser Weise in die Wahl ein und ließ durch ihre Bundesmarschälle die Wähler einfach vom Stimmkasten vertreiben.

Sehr wahrscheinlich brachte es diese Niedertracht der Nordländer, deren Sache er sich nach dem Kriege so gern und energisch angeschlossen hatte, zuwege, daß Wagener sich nach seinem geliebten Walhalla zurückzog und dort bald darauf aus dem Leben schied. Die Annahme liegt nicht fern, daß er an gebrochenem Herzen gestorben ist. Aber selbst nach seinem Tode blieb ihm das anständige Element Süd-Karolinas treu. Sämtliche Zeitungen der Stadt und des Staates erschienen mit breiten Trauerrändern und widmeten ohne Unterschied der Partei den Manen dieses deutschen Mannes viele Spalten ehrlicher Lobspprüche.

Der General hinterließ seine Witwe, Marie Elise, geb. Wagener, sieben Kinder und neun Enkel. Die beiden ältesten Söhne dienten im Bürgerkriege ebenfalls auf seiten der Südstaaten; Heinrich Wagener als Leutnant der „Deutschen Volontäre“ von Charleston, Julius Wagener in der „Wagener Leichten Batterie“, die Hauptmann F. W. Wagener, ein Bruder des Generals, befehligte. Einer der Enkel ist gegenwärtig Professor für Mathematik und Englisch an der Universität von South Carolina; sein Vater, Hanske Wagener, war jahrelang als Professor am College von Charleston tätig. Die noch lebenden Söhne und Enkel des alten Generals nehmen ebenfalls geachtete Stellen im bürgerlichen Leben ein.

Welcher Achtung sich General Wagener auch außerhalb seines Staates erfreute, geht daraus hervor, daß ihn der Deutsche Pionier-Verein von Cincinnati, Ohio, im Jahre 1871 einstimmig zu seinem Ehrenmitglied ernannte. Dabei muß man in Betracht ziehen, daß diese Vereinigung nicht nur eine der bedeutendsten der Deutschen in Amerika zu jener Zeit war, sondern auch, daß Ohio im Bürgerkriege auf seiten der Nordstaaten gekämpft hatte, was diese Ehrung eines Südländers zu einer einzig dastehenden macht. Zur Zeit seines Todes war Wagener mit einer Geschichte der Deutschen in den Südstaaten beschäftigt, die aber nie vollendet wurde, da ihm der Tod die Feder entriß. Das ist sehr zu bedauern, da er wie kein zweiter dazu befähigt war und auch kein anderer sich an die gleiche Arbeit gewagt hat. Im Gegensatz zu der Geschichte des Deutschtums im Norden, die fast lückenlos ist, wird daher der Werdegang des Deutschtums im Süden nur noch fragmentarisch dargestellt werden können, da die meisten Quellen versiegt sind.

Das ist der Lebenslauf eines vergessenen Deutschen in Amerika. Einerseits war Johann Andreas Wagener ein überaus nüchterner und praktischer Geschäftsmann, denn sonst hätte er seine vielseitige Tätigkeit nicht so erfolgreich durchführen können. Auf der anderen Seite jedoch war er ein deutscher Idealist reinsten Prägung; seine Hingabe an das Deutsche grenzte an Schwärmerei. Sein Deutschtum war von der bejahenden, schrankenlosen und unerschütterlichen Art eines Fichte, Arndt und Jahn, frei von dem politischen Einschlag des Deutschtums der Achtundvierziger, welche ihr Deutschtum sehr häufig hinter politischen Erwägungen zurücktreten ließen. Das hat Wagener auch bis zu seinem letzten Atemzuge bewiesen. Denn er verfügte auf seinem Sterbebette, daß auf seinem Grabstein in deutscher Sprache eingemeißelt werden solle:

„Er war ein echter Deutscher
Und liebte seine Landsleute.“

Deshalb ziemt es sich wohl, daß man neben den hervorragenden deutschamerikanischen Bürgern des ganzen Landes einen Platz für Johann Andreas Wagener freihält. Die Deutschamerikaner brauchen sich seiner ganz sicher nicht zu schämen. Und die Reichsdeutschen ebenfalls nicht.

Literarische Rundschau

Aus der Kunstliteratur

Auch unsere Kunstliteratur hat eine Inflationszeit erlebt. Geld war wertlos, nur „Sachwerte“ wurden geschätzt, stattdlich auftretende Bilderwerke waren beliebt, ganz besonders wenn sie entlegene Kunstgebiete behandelten, da das Interesse für solche aufgehobene Kennerchaft schließen ließ, und so wurde munter drauf los publiziert. Wenn inzwischen die Kunstliteratur erheblich zusammengeschmolzen ist, so ist das insoweit nicht zu beklagen, als sie sich den wirklichen Bedürfnissen mehr angepaßt hat und im allgemeinen ein recht gutes Niveau behauptet. Aber schon hat es manches Buch von Wert schwer, zu Verleger und Publikum zu gelangen, und ein sehr bedenkliches Symptom bilden die Fährnisse, mit denen die von Dr. H. Th. Bosserl herausgegebene, von Ernst Wasmuth A.-G. in Berlin verlegte „Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker“ zu kämpfen hatte. Nachdem 1930 ihr vierter Band erschienen war, wurde die Fortführung des Werkes, wie der Herausgeber berichtet, „durch die besonders schwer auf dem Buchhandel lastende Wirtschaftskrise“ in Frage gestellt. Um so mehr sind seine und des Verlages Mut und Tatkraft zu rühmen, denen es gelungen ist, den Fortgang des Unternehmens zu sichern. Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert her, seit Georg Lehnert in seiner verdienstvollen Geschichte des Kunstgewerbes zum ersten Male ein Gesamtbild des Gebietes gegeben hat. Umfang und Inhalt des neuen Wertes bezeugen, wie außerordentlich in diesem Zeitraum die Kenntnis bereichert und vertieft worden ist, die Horizonte sich geweitet haben. Der vorliegende fünfte Band behandelt das Mittelalter. Das Kunsthandwerk dieser Periode erfährt eine besonders wirksame Durchleuchtung durch die Darstellung des irischen und des byzantinischen Kunstgewerbes (von Adolf Mahr und Wladimir Szolozsky). Jenes hat Wirkungsströme nach Frankreich, Deutschland, Italien, Skandinavien ausgesandt; Einflüsse aus dem Süden, Osten und Norden sind hier mit genialer Originalität zu Schöpfungen von höchstem Reize verarbeitet worden. Byzanz aber und sein asiatisches Hinterland, ihr Stil und ihre Technik, stehen noch lange hinter dem abendländischen Kunsthandwerk, nicht nur dem der christlichen Spätantike und des Frühmittelalters (Wolfgang Fritz Volbach), sondern auch dem der Romantik (Peter Metz), in der die

abendländische Kunst sich langsam ihre Selbständigkeit erkämpft. Noch einmal erhielt sie durch Vermittlung der Kreuzzüge einen großen Anstoß aus dem Osten, um dann in der von Heinrich Kohnhaus geschilderten Gotik in einer mächtigen Kräfteentfaltung aufzubrechen. Wer den Band mit ausgeschlossenen Sinnen aufnimmt, dem bietet er ein geradezu spannendes Bild der Entwicklung der europäischen Form. Möge den mutigen Trägern des Unternehmens seine baldige Vollendung mit dem noch ausstehenden Schlußbande vergönnt sein; sie werden unsere Kunstliteratur mit einem Werke bereichert haben, auf das sie mit Fug stolz sein darf.

Eine frohe Botschaft wird es vielen sein, daß der Dehio auf Österreich ausgedehnt wird. „Der Dehio“ ist natürlich sein „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“, jener unentbehrliche Begleiter aller Reisenden, die die Denkmäler nicht nur gesehen haben, sondern durch vertieftes Verständnis in ihre Geschichte und Formgebung sie als geistiges Eigentum erwerben wollen. Die Ausdehnung auf Österreich ist noch durch Dehio selbst vorbereitet, die Bearbeitung der einzelnen Länder ist unter der Oberleitung des Bundesdenkmalamtes in Wien von einer Reihe von Gelehrten durchgeführt worden. Der erste Band ist erschienen und umfaßt die Kunstdenkmäler in Kärnten, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg; der zweite, abschließende Band ist bereits in der Handschrift vollendet; die Verleger sind Anton Schroll & Co. in Wien und der Deutsche Kunstverlag in Berlin. Auf engste sich an Dehios klassisches Werk anschließend, bringt die österreichische Abteilung doch einige sehr willkommene Neuerungen. So ist es besonders wertvoll, daß die Geschichte der Stadtorganismen in die Behandlung aufgenommen und durch übersichtliche Stadtpläne anschaulich gemacht ist; für Klöster und Burgen werden nützliche Grundrisse gegeben; es wäre ein weiterer Fortschritt, wenn das Handbuch künftig auch Kirchengrundrisse bringen würde. Und so sei denn diese Erweiterung des Handbuches auf einen großen und bedeutenden Kreis deutscher Kunstdenkmäler dankbar willkommen geheiß; auf jeder Seite legt es Zeugnis ab für die unlösliche Verbundenheit des österreichischen Deutschlands mit der gesamten deutschen Geschichte und Kultur.

Führer von einer andern Art, doch nicht weniger nützlich und empfehlenswert ist die

bereits früher an dieser Stelle angezeigte, von August Hopfer in Burg bei Magdeburg verlegte Reihe „Deutsche Bauten“, die von Max Ohle, neuerdings von Hermann Giesau herausgegeben wird. Hier behandelt jedes Bändchen in abgeschlossener Form ein einzelnes hervorragendes Baudenkmäl, seine Geschichte, seine Stilform, seine Schätze; den Text unterstützt ein reichlicher Bildstoff; die Bände dienen zugleich dem Studium und der lebendigen Erinnerung an die Bauwerke. Sie haben durchweg anerkannte Forscher zu Verfassern: so hat Hans Janken, jetzt Professor in Frankfurt, das Münster zu Freiburg, Hermann Giesau den kunstgeschichtlich wichtigen Dom zu Halberstadt, Ludwig Grote die ehrwürdige Stiftskirche zu Gernrode, Emil Waldmann, der Leiter der Bremer Kunstsammlungen, das dortige Rathaus geschildert, und Ernst Gall eine sehr glücklich zusammenfassende Darstellung der karolingischen und ottonischen Kirchen gegeben. Ich denke bei der Durchsicht dieser Bände oft an die bekannte „Cathedral Series“, die für das Studium der englischen Dome so nützlich ist; es ist keine Überhebung, wenn ausgesprochen wird, daß die Einführung in das Verständnis der künstlerischen Form in der deutschen Veröffentlichung allgemein tiefer gegründet, eindringender und aufschlußreicher ist; die der englischen überlegene systematische Schulung der deutschen Kunsthistoriker kommt hier zu fruchtbarer Auswirkung.

Der Deutsche Kunstverlag in Berlin setzt sein löbliches Werk der Erschließung des deutschen Kunstbesitzes rüstig und tüchtig fort. Die Reihe „Deutsche Dome“ ist um den schönen Band „Die deutschen Kaiserdome am Mittelrhein“ bereichert worden. Ein strahlendes Blatt deutscher Kunst und Geschichte ist es, das hier aufgeschlagen wird. Die in dem Bande behandelten Dome zu Speyer, Mainz und Worms zählt Hans Weigert, der sie ebenso vortrefflich beschrieben hat wie bereits früher das Straßburger Münster, mit Recht zu „den ersten vom Ganzen bis ins Einzelne selbständigen und eigenwilligen Schöpfungen der deutschen Kultur“. Sie sind Spiegel und Denkmäl der Großzeit des alten deutschen Kaisertums, dessen Geschichte sie von den Tagen der Salier bis in die Spätzeit des Staufergeschlechtes begleiten. Ihre Formentwicklung reicht von der strengen Monumentalität des 11. Jahrhunderts bis in jenen Zeitraum, da die deutsche Kunstgesinnung gegenüber der bereits ausgebildeten Gotik das romanische Stilgefühl hartnäckig behauptete, ja der romanischen Form durch Einführung malerisch bewegter Elemente noch neue letzte Möglichkeiten abgewann. Die herrlichen Werke sind durch Walter

Heges Aufnahmen in Bildern von hoher Schönheit aufgefangen worden, und es lohnt, an ihnen das Verfahren dieses Meisters des Lichtbildes zu beobachten: die immer einsichtsvolle und dabei oft sehr kühne Wahl des Standpunktes, die wahrhaft künstlerische Ausnutzung plastischer Lichtwirkungen, die passende Vergegenwärtigung von Stoff und Form durch originelle Rahmaufnahmen — es ist wiederum eine Hochleistung deutscher Lichtbildkunst, die Hege hier vollbracht hat.

Gern begrüßt man in der von demselben Verlag herausgegebenen Reihe „Deutsche Lande, deutsche Kunst“ die Bände über Rassel und Stuttgart. Sie gehören beide zu den Städten, deren Gesicht seine endgültige Prägung durch fürstliche Bautätigkeit empfangen hat; in Rassel ist das Nebeneinander der fürstlichen Anlage und der malerischen Altstadt mit ihren Fachwerkhäusern besonders reizvoll. Beide sind in näherer und fernerer Umgebung von bedeutenden und berühmten Fürstenschlössern umkränzt, deren Schilderung mit Recht hier der der Städte angegliedert ist; es seien nur hier Wilhelmshöhe, dort Ludwigsburg genannt. Stuttgart wie Rassel behaupten eine Stellung in der deutschen Kunstgeschichte: mit Stuttgart ist u. a. der Name Heinrich Schickhards, eines der vorzüglichsten Meister der Hochrenaissance, verknüpft, und was die Weissenhofriedelung und Bonatz' Bahnhofsbau für unsere neueste Baugeschichte bedeuten, ist allbekannt; zu Rassel gehört die eingewanderte Architektenfamilie du Ry, deren Ruhm vor allem der geistvolle Stadtgrundriß und die ihres Namens in jeder Hinsicht würdige Straße „Schöne Aussicht“ künden. Die Beschreibung von Rassel hat Walter Kramm, die von Stuttgart Hans Hildebrandt verfaßt, und beiden darf man gebiegene Beherrschung des Stoffes und Klarheit der Darstellung nachrühmen. Der vortreffliche Bildschmuck geht auf Aufnahmen der preussischen und der württembergischen Bildstelle zurück. Die Aufnahmen der staatlichen Bildstellen verwendet der Verlag auch für seine Bildkarten, deren Sammlung jetzt bereits mehrere Tausende umfaßt. Es sind die besten Bildarten von Bau- und Kunstdenkmälern, die es gegenwärtig überhaupt gibt; ihr großer Vorzug liegt darin, daß sie nicht, wie die üblichen Ansichtskarten, sich mit einer allgemeinen oder billig malerischen Wirkung begnügen, sondern mit künstlerischem Verständnis das Wesenhafte der Denkmäler zur Geltung bringen.

Im Jahre 1923 eröffnete der Delpsin-Verlag in München die ausgezeichnete Reihe „Deutsche Volkskunst“, und es ist erfreulich, sie jetzt durch zwei neue treffliche Bände fortgesetzt zu sehen: den über die Pfalz von Theodor Zint

und den über Baden von Hermann Eris Busse. Mit Recht weist Busse darauf hin, daß es nicht etwa in der Absicht dieser Darstellungen liegt, auf künstliche Wiederbelebung der Volkstunst hinzuwirken, die nur aus der schöpferischen Lust und Kraft des Volkstumes selbst hervorgehen kann — des Bauerntumes vor allem, das überall und immer ihr stärkster Träger war und im Bauernhause und seiner Ausstattung die Monumentalschöpfung der Volkstunst hervorgebracht hat. Das 18. Jahrhundert war wohl ihre schönste Blütezeit; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts welkte sie, hier früher, dort später, ab, und nun ist sie Gegenstand der Forschung, der Sammlung, der Schilderung. Und bleibt doch für immer köstliches nationales Besitztum. Welch ehrwürdige und zugleich doch fröhlich-lebendige Welt wird uns durch diese Bände eröffnet! Generationen haben das Haus des Bauern erbaut; im tiefsten Volksgrunde verwurzelt ist die Gesinnung, die Besonnenheit des Formgefühls mit Spielfreude und Farbenlust so glücklich vereinigt und den ganzen äußeren Apparat des Daseins, Gebrauchsgerät und Schmuck, Tracht und Grabstein, durch eine festliche Würde adelt. Der Franke schafft anders als der Allmann, der Bauer der Berge anders als der der Ebene und des Waldbandes — hier ist ein Spiegel deutschen Volkstums in seiner Stammesart. Albert Dresdner.

Nationalsozialistische Geschichte

Der stattliche Band: Erich Ezech-Jochberg: Deutsche Geschichte, nationalsozialistisch gesehen (Leipzig 1933, Philipp Reclam jun. Verlagsbuchhandlung und Verlag „Das neue Deutschland“) enthält den Versuch, vom Standpunkt des Nationalsozialismus aus ein Bild der deutschen Geschichte zu zeichnen. Wir wollen gleich offen und ehrlich bekennen, daß uns dieser Versuch nicht ganz geglückt zu sein scheint. Das liegt aber nicht etwa an der Problemstellung; nach den großen und revolutionären Ereignissen der letzten Monate ist es ganz selbstverständlich, daß auch die Wertung der geschichtlichen Schicksale des deutschen Volkes sowohl in der wirtschaftlichen Betrachtung, wie im lebendigen Geschichtsbild des Volkes eine Veränderung erfahren würden und auch noch weiterhin erfahren werden. Das Geschichtsbild eines Volkes verändert sich nämlich dauernd und ist jeweils abhängig von dem einen geschichtlichen Erleben der jeweiligen Generation, ebenso wie ja die steigende Lebenserfahrung des einzelnen Menschen sein inneres Verhältnis zur Welt ständig beeinflusst und verändert. Das

Gleiche gilt für die Geschichtswissenschaft, die zu einem innerlich wahren Geschichtsbild nur gelangen kann von dem festen Boden einer Wille und Werte bestimmenden Haltung. Wir bezagen also an sich die subjektive Geschichtswissenschaft und wissen sehr wohl von der Perspektivität des Geschichtsbildes und von dem Einfluß, den das große Zeitgeschehen auf eben dieses Geschichtsbild hat und haben soll. Im Ganzen haben wir also nicht das mindeste gegen die Aufgabe einzuwenden, die sich der Verfasser gestellt hat. Diese Aufgabe ist wahrlich einer der größten Aufträge, die uns die Gegenwart gibt. Der Verfasser ist jedoch bei aller Anerkennung seiner schriftstellerischen Begabung, seines Temperamentes und der ehrlichen Leidenschaft, die ihn erfüllt, dieser großen Aufgabe nicht gewachsen. Das Buch ist völlig unproportioniert. Von 344 Seiten sind etwas über 50 Seiten der deutschen Geschichte bis zur Reformation gewidmet, das ganze übrige Buch behandelt dann das deutsche Geschehen seit der Reformation. Und dabei beginnt die Erzählung mit der Darstellung der germanisch-nordischen Urvwelt! Die Auswahl dessen, was der Verfasser für erzählenswert erachtet und was er fortläßt, ist natürlich ganz subjektiv. Das Schwergewicht liegt in einer Darstellung des Weltkrieges und der politischen Geschichte nach dem Kriege. Der Verfasser ist ein schmissiger Erzähler, der in impressionistischer Manier mit vielen, ganz knappen Sätzen und unter Verwendung von reichlich viel Gedankenstrichen und so weiter arbeitet. Er reizt den Leser gelegentlich gewiß völlig mit, mitunter hat man aber doch ein peinliches Gefühl der Maniertheit! Im Ganzen wird man sagen können, daß nur der mit Gewinn diese Deutsche Geschichte lesen wird, der ihren Verlauf bereits gut kennt oder ihn wenigstens noch gut in Erinnerung hat. Ein Volksbuch, das unseren deutschen Volksgenossen unsere Geschichte erst nahe und lebendig machen soll, ist das Wert trotz aller Bemühungen des Autors aber nicht. Immerhin ist es ein Anfang auf einem Wege, der weiter beschritten werden muß. Der Verlag hat das Buch sehr geschmackvoll ausgestattet und bringt es in Ganzleinenband mit einer Reihe schöner Abbildungen zu dem angemessenen Preise von 4,80 Mark heraus. H. R.

Hugo von Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthal gehörte zu den schöpferischen Menschen, die so wenig an dem eigenen Ich, an dessen ehemaligen Lebenszuständen und an deren Ausdruck in Werken hängen, daß diese — wie sein gesamtes „Gestern“

— ihnen gleichgültig zu werden pflegen. Er hat seine vielfach in allerhand Zeitschriften verstreuten Gedichte nicht gesammelt, er hatte ihr Vorhandensein oft vergessen; die Arbeit, sie zusammenzufinden, blieb seinen Erben vorbehalten. Neben solchen tatsächlich bereits veröffentlichten, wenn auch verborgen gebliebenen Gedichten, enthält der Nachleseband (Nachlese der Gedichte, Berlin 1934, S. Fischer) auch völlig Neues, ja vom Dichter, beim Schreiben, der Öffentlichkeit nicht einmal Zugedachtes. Eines der schönsten Gedichte des Bandes, der „Brief an Döhm“ (S. 59), der in Versen einen Manöverritt des jungen Kavalleristen Hofmannsthal in Mähren schildert und an Ort und Stelle, in der Kaserne zu Gödön, zu Papier gebracht worden ist, ist ganz und gar ohne jeden Hintergedanken an weitere Leser, ein lediglich für den Empfänger bestimmter Bericht aus selbstamer Augenblicksstimmung: alles, was uns an Hofmannsthal, und gerade dem jungen, bezaubert, spricht uns hier an in aller Ursprünglichkeit.

Aber der Band zeigt uns auch einige bisher an diesem Dichter noch unbekannte Seiten: die Vielfältigkeit der Töne, die er hat anschlagen wollen und auch meisterlich hat erklingen lassen: ghaselenhafte Gebilde finden sich, in der diese künstliche und fremdländische Form so leicht gehandhabt und so sehr eingedeutscht erscheint, wie noch nie bei Platen oder Rückert; Dichtchen von höflicher Vollkommenheit und Volksliedhaftes von österreichischer Bodenständigkeit: Hofmannsthal ist eben nicht nur der Dichter Wiens, als welchen jeder ihn kennt; sein Wesen bricht mit einer seiner Wurzeln tief aus heimatischem Ackerboden.

Auflschlußreich ist dieser Band — genau so wie der Band der frühen Prosa (Berlin 1930) — für die inneren Vorgänge, die den Dichter zur Abkehr vom Ästhetentum seines Zeitalters führten, zur Befreiung von Baudelaire's „künstlichen Paradiesen“, d'Annunzio's Schönheitsvollerei, Abiens aus Spießbürgerbumpstigkeit geborenem Sehnen nach dem Besonderen — dem Wunderbaren, dem Sterben in Schönheit, dem Weinlaub im Haar und anderem skandinavisch-hysterischen Unfug, der diesem der Größe sonst fähigen Norweger wie falscher Schmuck anhaftet. Diese Befreiung fand ihren bedeutendsten Niederschlag im Spiele vom „Tor und dem Tod“, in welchem Claudio — die Hauptgestalt — wegen seiner Schönheitsvergöpfung als „der Tor“ nicht nur gebanmarkt, sondern auch entlarvt wird. So zeigen unter den nachgelassenen Gedichten gar manche das Ringen und den Weg, die den jungen Dichter zur

neuen Besinnung und Gesinnung führten — weit voran seinen Zeitgenossen in einer schier gegenwärtig anmutenden Weise. Wir nennen hier besonders das 1892 entstandene Gedicht „Psyche“ (S. 15). Der Dichter sucht seine frierende, sterbensmüde Seele durch Verheißung aller möglichen Genüsse der Wirklichkeit und, da sie das als schal ablehnt, aller möglichen Genüsse des künstlichen Lebens zu trösten. Anderthalb Jahre später richtet er diese Versuche selbst durch Hinzudichtung der Zeilen:

Da sah mich Psyche, meine Seele, an
Mit bösem Blick und hartem Mund und sprach:
„Dann muß ich sterben, wenn du so nichts weißt
Von allen Dingen, die das Leben will.“

So war der Dichter reif geworden, der hernach in dem Märchen von der „Frau ohne Schatten“ die höchste Verantwortung vor dem Leben und die Pflicht des Im-Leben-Stehens verkündete und der in einem seiner letzten, dem so christlichen Werke, dem Trauerspiele „Der Turm“, die Gesetze des Gemeinschaftslebens — die Gesetze der Geschichte und des göttlichen Wirkens in ihr — in göltiger Weise, apokalyptisch, hat enthüllen und abbilden können.

Otto Freiherr von Taube.

Neue Bücher

Hans Grimm hat zur Fünfzigjahrfeier der ersten deutschen Kolonialerwerbung ein neues Afrikabuch herausgebracht „Lüderikland“ (München, Albert Langen/Georg Müller). Es ist wieder Saga im reinen Sinn: Bericht vom Leben, von den Taten und Schicksalen deutscher Menschen im deutschen Südwestafrika. Grimm berichtet wie die Saga Tatsachen — und wie bei den Isländern wächst auf einmal unter seinen Händen über der Wirklichkeit ganz groß eine dichterische Welt auf. Das Leben selbst wird Dichtung, nur weil es von einem Mann mit dem großen dichterischen Blick auf die Wirklichkeit erzählt wird. Die Schicksale gab das Leben: indem Grimm wiedererzählt, was er draußen erfuhr, ersteht die afrikanische Welt mit einer Größe und Wildheit, die um so hinreißender wirkt, als sie mit dem Pathos der Sachlichkeit hingestellt wird. Grimm berichtet von dem jungen deutschen Kaufmann und seiner jungen Frau, der sich im Hererodorf niederläßt und beim Aufstand erschlagen wird, während Frau und Kind gerettet werden, weil die junge Mutter dem Kleinen neben seinem christlichen auch einen Hereronamen gab. Er erzählt die großartige Geschichte vom alten Blut und der ungeheuren Verlassenheit, die

Geschichte von den beiden abligen Jungen aus der Neumark, die aus dem Land ohne Raum nach Afrika auswandern und untergehen, weil sie in ihrer Verlassenheit nicht den Abstand von den Rassen, zu wahren wissen, die Verpflichtung des alten Bluts und des weißen Mannes vergessen. Er erzählt die tragische Geschichte vom Ende des jungen Leutnants von Trotha, eines Neffen des Generals, der während eines Botenganges zum Kapitän Cornelius durch ein Mißverständnis getötet wird — und in all den Berichten wächst das Land mit seinem ungeheuren Raum auf, und die lebendige Verbundenheit, die der Mann von den Weserbergen immer noch für dieses Afrika empfindet, das ihm zwölf Jahre lang Heimat war. — Vor die Erzählungen dieses Bandes hat Hans Grimm eine Zueignung gestellt, die zum Feinsten und Nobelisten gehört, was er geschrieben hat. Er spricht mit seinem Vater, berichtet von seinem Vater, dem er die erste Kenntnis der kolonialen Welt, erste Berührung mit dem Draußen jenseits der deutschen Welt verdankt, und diese Unterhaltung, diese Widmung mit der Unterschrift „Dein gehorsamer ältester Sohn“ gehört zu den seltenen Dokumenten menschlicher Haltung und Vornehmheit, die in all ihrer zurückhaltenden Schlichtheit Vorbild an sich sind. So schön die Erzählungen des Bandes sind: das eigentliche Erlebnis ist diese Vorrede — und das eigentlich Wichtige des Buches.

*

Der Professor an der Hochschule für die bildenden Künste, Kurt Kluge, Bildhauer und Erzgießer, ist unter die Dichter gegangen. Nach ein paar Komödien und einem ersten Erzählungsversuch hat er (Engelhorn, Stuttgart) einen Roman veröffentlicht, der zu den reizendsten und lebendigsten Erzeugnissen der neueren Dichtung gehört. Er heißt „Der Glockengießer Christoph Mahr“, hat das edle Handwerk des Bildhauers Kluge zum Thema und erzählt die Geschichte von dem jungen Glockengießer Christoph, der mit Leidenschaft an seiner Kunst hängt und in diesen Zeiten der Not einsehen muß, daß es zuweilen Wichtigeres für die Menschen gibt als Kunst. Er formt und baut und gießt mit Inbrunst und Begeisterung seine Glocken — und muß erleben, daß sie niemand will. Wie das Leben, so muß auch das Handwerk und mit ihm die Kunst wieder einmal zu den Grundlagen zurück: Christoph muß statt Glocken Ziegel machen, muß helfen Häuser für Menschen bauen wie der Baumeister Solneß, dem auch die Türme

lieber waren. Dafür bekommt er zum Lohn noch nachträglich sein Ratrinchen, das schon verlorene — und darf überdies im Lande Thüringen, zwischen den Domtürmen von Erfurt und dem Ettersberg, weiter sein Wesen treiben. — Dem Lande Thüringen, seiner Heimat, hat der Dichter wie der Bildhauer Kluge allerhand zu danken: den Instinkt für die Vitalität seiner Landschaft und den Sinn für Musik, die tiefe Freude an der Landschaft — und das ebenso tiefe Vergnügen an der Komik der Menschen wie am Humor des Daseins. Kluge hat etwas von einem südlicheren Wilhelm Raabe — mit seinem Spaß an all dem wunderbar verknorzten Menschentum, das da rings um den Inselberg sein Wesen treibt, mit seiner verborgenen Freude am Doppelbödigen, von allerhand fernen Lichtquellen des Wissens Durchleuchteten und mit seinem Sinn für Grazie und Spiel. In unserer allzu ernsthaften Welt ist er ein Labsal, weil er das natürliche Lachen und die Freude an diesem Lachen hat. Er baut die strahlende Welt um den Ettersberg mit aller Liebe des Thüringers und des Malers auf (malen tut er nämlich auch) — und bevölkert diese Landschaft mit allerhand Käuzen und späßigen Menschen des Volks: er kennt den Weg vom Lachen zum Ernst und weiß ihn mit so leichter Wendung zu nehmen, daß man sein Buch mit dem größten Vergnügen von Anfang bis zu Ende herunterliest, es mit demselben Vergnügen anzeigt und sich dabei bereits auf die nächste Arbeit dieses dichtenden und malenden Bildhauers freut.

*

Hermann Broch, der Verfasser der Schlafwandlertrilogie, hat einen Mathematikerroman veröffentlicht: „Die unbekannte Größe“. (C. Fischer, Berlin). Er fängt an in der klaren sauberen Luft des Seminars und des Laboratoriums — und endet wie die Geschichten von Pasenow bis Haguenaue in dumpfiger Literatur. Zu Beginn bewegt sich die Erzählung in einer Welt der Vergeistigung — und zwar des Erzählens wie der Menschen. Dann wird dem Abstrakten das Konkrete entgegengestellt, und aus ihm wächst nun dieselbe enge peinliche Atmosphäre, wie sie schon den zweiten Band der Trilogie erfüllt. Das Mathematische entschwebt: es bleibt eine kleine Bürgergeschichte, aus der nichts herausführt. Man erlebt bei Broch wieder einmal sehr deutlich das Unheimliche des literarischen Schicksals. Ein kluger, erfahrener Mann mit vielen Gaben des Worts und der Formulierung verfällt eben diesen Gaben und vergift, soweit nicht schon das Schicksal sie ihm

mitzugeben vergah; die eigentlichen Voraussetzungen des Schreibens. Indem er sich aber damit begnügt, statt des Substantiellen nur Substantiva und andere Begriffe mitzuteilen, drängen unvermerkt hinter der Wortwelt Unterschichten des Wesens herauf, die eigentlich nichts mit der Aufgabe zu tun haben, die sich der Autor gestellt hat, noch weniger jedoch mit der Tonart, die er zunächst für sein Beginnen anschlug. Für die Psychologie der literarischen (nicht der dichterischen) Produktion sind Bücher von dieser Art sehr aufschlußreich — nur daß solche Aufschlüsse eigentlich nicht der Zweck der Übung sind, weder beim Schreiben noch beim Lesen.

★

Im 3. Band des bekannten Konversations-Lexikons „Der Kleine Meyer“ (Leipzig, Bibliographisches Institut), das in drei Bänden in der Zeit von Ende 1933 bis zum April 1934 fertiggestellt wurde und in vorbildlicher Arbeit auch dem ungeheuren Tempo der letzten politischen Entwicklung völlig gerecht geworden ist, findet sich u. a. der Artikel über Österreich, der durch eine Ergänzung am Schluß bis auf den jüngsten Stand gebracht ist. Am Schluß des dritten Bandes steht auch ein Artikel über das Deutsche Reich, der die Ereignisse bis zum März des letzten Jahres berücksichtigt. Das Lexikon hält sich, wie es sein Stil ist, fern von jeder eignen Stellungnahme. Es ist aber sehr interessant, zu beobachten, wie die bloße Aneinanderreihung der Ereignisse schon ein Urteil erzwingt. Hier zeigt sich eine ganz aktuelle Aufgabe: durch Festhalten der im Wirbel abrollenden Ereignisse Gedächtnis zu schaffen und Urteile zu ermöglichen. Die geleistete Arbeit, die durch ungewöhnlich reiches Bild-, Karten- und Tafelmateriale unterstützt wird, ist vorzüglich.

★

Für die gesamte volksdeutsche Arbeit von Wichtigkeit ist, daß der kleine Haensel-Strahl (Politisches ABC des neuen Reichs, das bereits im 11.—15. Tausend vorliegt) einen volksdeutschen Bruder bekommen hat „Politisches ABC des Saar-, Grenz- und Auslandsdeutschtums“ (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1,50 Mark). Die beiden Verfasser haben in enger Zusammenarbeit mit den maßgebenden volksdeutschen Stellen das nicht immer leicht zugängliche und in Terminologie und Ideologie nur von wirklichen Sachkennern zu bearbeitende Material in tüchtiger Arbeit zusammengestellt. Auch eine Übersichtskarte über die gebräuchlichsten geographischen Bezeich-

nungen für das Deutschtum im Südoften ist beigegeben. Nachdem mit der nationalen Revolution auch der endgültige Durchbruch des volksdeutschen Gedankens erfolgt ist, ist dies Buch, das man in Tausenden von Exemplaren überall im Reiche verbreiten sollte — hier liegt auch eine Aufgabe für amtliche Stellen vor! — die Erfüllung eines Gebotes der Stunde. Auf 94 Seiten ist hier ein Handbuch geschaffen, das alles Notwendige und Wissenswerte über den Kampf des Deutschtums in der Welt in richtiger geistiger Konzeption gründlich verarbeitet darbietet.

★

Das Buch von Dr. Georg Scholz „Kriegsgefangen in Sibirien“ (Berlin, Verlag der deutschen Ärzteschaft, 3,40 Mark) ist in seiner Art eine wesentliche Ergänzung der bekannten erschütternden Bücher von Edwin Erich Dwinger. Dr. Scholz erzählt ohne jeden Anspruch, durch eine besonders gewählte Form die furchtbaren Erlebnisse in der russischen Kriegsgefangenschaft zu unterstreichen, schlicht und einfach, aus der Mentalität des deutschen Arztes, der wie jeder andere Soldat phrasenlos seinen schweren und harten Dienst tat, seine Kriegsgeschicksale. Er machte den Feldzug in Rußland mit und geriet in russische Gefangenschaft. Gerade wegen der einfachen Schlichtheit, die alle Züge erlebter Wahrheit trägt, ist dies Buch zu einem eindringlichen Dokument geworden. Die unverzeihlichen Roheiten und Verbrechen der Russen gegen wehrlose und kranke Gefangene, die aller Humanität hohnsprechende Haltung der russischen Ärzte wird mit deutscher ärztlicher Pflichterfüllung erschütternd kontrastiert. Es ist ein Ehrenbuch der gesamten deutschen Ärzteschaft und hat deswegen vollen und begründeten Anspruch darauf, in die Reihe der wertvollen und wesenhaften Kriegsbücher eingereiht zu werden.

★

Joachim v. Rürenberg hat in seinem neuen Buch „Rußlands Weg nach Tannenberg“ (Berlin, Universitas), das er Hindenburg gewidmet hat, die Ereignisse auf russischer Seite, die zum Kriegseintritt Rußlands führten und den russischen Vormarsch und die russische Niederlage in Ostpreußen bedingten, zusammengestellt. Er beginnt mit dem Besuch Poincarés in Petersburg und endet mit dem Selbstmord Samsonows. In dem flüssig geschriebenen Buch, das viele Bilder russischer Führer bringt, steckt eine mühevollen Arbeit, denn es war unendlich schwer, die nach der Revolution in Rußland

völlig verstreuten authentischen Dokumente und Unterlagen zu sammeln, da selbst die russische Emigranz nur sehr wenig beisteuern konnte und ein wesentlicher Teil für immer verloren ging. Zur Ergänzung, um den Fluß der Handlung nicht zu unterbrechen, hat Rürenberg die Berichte des britischen Militärattachés, General Knor, sowie die Aufzeichnungen des französischen Botschafters Paléologue herangezogen. Von deutscher Seite gibt er die Ergänzungen, welche die Berufung Hindenburg und Ludendorffs, sowie die Rolle der Generale von Prittwitz und von François klar kennzeichnen. Das Buch ist packend, weil in eindeutiger Klarheit die großen und die oft so graufamen Ereignisse, welche das tragische Geschehen in Fluß brachten und bedingten, in meisterhafter Anschaulichkeit uns vor Augen geführt werden. Durch die Darstellung der Vorgänge im russischen Hauptquartier erhalten wir eigentlich erstmalig, soweit es der historischen Forschung überhaupt gelingen kann, das Verhalten Rennentkamps zu erklären, Aufschluß über dieses fast unlösbare Rätsel der Weltgeschichte.

*

Joseph Georg Oberkofler, unseren Lesern schon durch die Besprechung seines letzten Werkes „Sebastian und Leidlieb“ bekannt, legt in einem Bande „Drei Herrgottsbuben“ (Innsbruck, Tyrolia-Verlag, 4,20 Mark) ein herzerfreuliches Zeugnis ab, wie stark volks- und erdverbunden dieser österreichische Dichter ist. Er, der Südtiroler mit Bauernblut, weiß wie kein anderer, dem Glück und der Verpflichtung, Sohn dieses Berg- und Grenzlandes zu sein, Sprache und Ausdruck zu finden. Im allerbesten Sinne deutsch und katholisch, wird sein Buch, wie seine früheren Romane, ein vollendeter Ausdruck seines Stammes und seiner geliebten Heimat. Die hier vereinigten Erzählungen zeigen, aus eigem unverlierbaren Kindheits- und Heimatserlebnis heraus, in einer ganz eignen Sprache den Tiroler Menschen, wie er wirklich ist. Es ist so wundervoll echt, echt tirolisch und so tief katholisch, wie er mit feinstem Finger als berufener Seelendeuter die Wirren und das Ringen der Knabenseelen gestaltet. Die ersten beiden Geschichten geben so etwas wie sehr rührend, sehr ungeschickt kindliche Heiligenanwärter, in deren frommer Torheit doch letztlich Gottes große Vernunft sichtbar wird. Es sind fast Kinderlegenden, während in der letzten Erzählung schwer und wuchtig wie das Schicksal selbst Blutschuld in Entführung durch reine Menschlichkeit in starken Tönn

abgegolten wird. Und über allem die Liebe: zur Heimat und ihren Menschen, in Gott verwurzelt. Es ist gut, daß Südtirol diesen Dichter hat — da kann der innere Zusammenhang niemals abreißen. Denn sie und er sind unser immerdar!

*

Georg von der Brings Roman „Schwarzer Jäger Johanna“ (Berlin, Ullstein) spielt in der Zeit tiefster deutscher Zerrissenheit und Schmach im Jahre 1809, als der Herzog von Braunschweig, der schwarze Herzog, der einzige Hort deutschen Widerstandswillens gegen Napoleons Gewaltherrschaft, seinen Zug von Böhmen bis ans Meer gegen die Franzosen siegreich durchführt, um im Schutz der englischen Schiffe die Heimat zu verlassen. Das Zeitkolorit ist stark und lebendig, so daß die Handlung, die romanhaft ist, an innerer Glaubwürdigkeit gewinnt. Sein schwarzer Jäger, Johanna Luerssen, ein Mädchen von der Weser, kann nicht nur reiten und fechten und ein tapferer Soldat sein, nein kann dann am Ende auch küssen und liebendes Mädchen sein und gelangt zum guten Ende mit dem geliebten Offizier nach England. Den größeren literarischen Anspruch, den seine früheren Werke erhoben, stellt von der Brings sich selber nicht, es bleibt aber genug, um Freude beim Lesen zu geben.

*

Nun tritt auch der Prophyläen-Verlag (Berlin) mit einem neuen großen Plan in Wettbewerb mit den Konversationslexika. „Das kluge Alphabet“ heißt die zehnbändige, reich mit Bildern ausgestattete Veröffentlichung, die zum Preise von 3 Mark pro Band verkauft wird. (Jeder Band ist übrigens auch einzeln erhältlich.) Der erste Band umfaßt die Stichworte von A—Bildung, der zweite von Bildweite—Diplom. In einem Format, welches das des Baedeker nicht überschreitet, in klarer Fraktur gedruckt, in Leinen gebunden, präsentierten sich rein äußerlich, auch was vor allem den Bildschmuck, farbig und schwarz, Kartenbeilagen, Stadtpläne usw. angeht, die ersten Bände recht ordentlich. In der Bildtechnik sind sowohl Autotypen wie Strichzeichnungen verwandt. Die farbigen Illustrationen sind gut. Es ist eine Art Taschenausgabe des Konversationslexikons, nur haben gottlob die modernen Männerrocke nicht mehr zehn Taschen, außerdem sind die Bände, sowohl was ihr Gewicht wie auch ihren Inhalt angeht, doch für den Taschengebrauch zu gewichtig. Ein letztes Urteil wird natürlich erst nach Vorliegen sämtlicher Bände möglich sein.

D. A.

Werner Bergengruen

Spättele 1933

(Schluß)

Zu den am schwersten umschiffbaren Klippen des historischen Romans gehört die Gefahr des Typisierens und Schematisierens. Da wird leicht vergessen, daß Friedrich I. nicht nur der Quixowbesieger und erste Hohenzoller in der Mark war, Franz I. nicht nur der große Segner Karls V., K. J. nicht nur der Vertreter einer bestimmten Geistesrichtung oder Staatsauffassung, sondern daß darüber hinaus jeder von ihnen ein Einzelgeschöpf gewesen ist, lebendig, unwiederholbar, einmalig wie jeder Mensch. Diese Gefahr wird noch augenfälliger beim zeitgeschichtlichen Roman, wo wir nur allzuoft nicht mehr Hans und Grete, Müller und Meier vor uns sehen, sondern den Revolutionär, den Reaktionär, den schwankenden Demokraten, den Mann, der geschwind den Boden der Tatsachen betritt, den nationalen Kämpfer, den vergrößtädterten Asphalt- und den instinktlicheren Schollenmenschen, d. h. also Abstraktionen statt Gestalten. Jene Bücher, die das Geschehen der letzten Zeit nicht nur atmosphärisch, sondern auch handlungsmäßig mitteilen wollen, sind sozusagen historische Romane, ohne daß ihr Stoff bereits Historie geworden wäre. Sie haben teil an allen Gefahren des historischen Romans, nicht aber an seinem Vorzug, der Distanz. Hier liegt auch der Einwand, der sich z. B. gegen Mia Munier-Wroblewskas Roman „Die zweite Sintflut“ (Leipzig, Bessel & Beder) erheben läßt, so gewandt und flott diese handlungsreiche Geschichte vom Untergang der alten russischen Gesellschaft und von der Rückbesinnung des Grafen Boris auf sein deutsches Bluterbe auch geschrieben ist. Auch Felix Riemkasts Roman „Weggetreten“ (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff), der Berliner Bürgertum in charakteristischen Erscheinungen durch die Jahre 1918 bis 1933 verfolgt und dem eine lebendige Erzählweise nachgerühmt werden darf, ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Wilhelm Rohlaas mit seinem Kriegs- und Nachkriegsroman „Der Häuptling und die Republik“ (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) typisiert und schematisiert nicht. Dies untersteht ihn von vielen Gleichgerichteten; ein sicherer Instinkt scheint ihm gesagt zu haben, daß der bequeme Weg des Typisierens im nackten Klischee ausmünden muß. Sein Häuptling Wilkenbrunn, so sehr er bester Frontoffiziers-typus ist, bleibt konkreter und lebhafter Mensch, deshalb gerät er menschlicherweise dort in Irrtümer und Sackgassen, wo die personi-

fizierten Abstraktionen mit unerschütterlicher Wegsicherheit dem Ziele zustreben, das ihre Autoren ihnen ex eventu prophezeien. Darum liebt man diesen deutschen Landstrecke auch in seinem „Irrtum“ — denn „Geschichte eines Irrtums“ lautet der Untertitel des Buches. Der Irrtum ist seine Meinung, Deutschland helfen zu sollen auch in seiner Erniedrigung, und so stellt er sich, glücklos und danklos, den von ihm innerlich verachteten neuen Gewalten zur Verfügung. Diesen Irrtum nicht als schuldhaften, sondern als tragischen erwiesen zu haben, ist des Autors Verdienst. Einen anderen Versuch, der argen Zeit Herr zu werden, gibt Erich Brautlacht in seiner „Einsaat“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Hier soll der alte Geist der Frontkameradschaft sich wiederbeleben, um aus Verworrenheit und Versprengung eine neue Männergemeinschaft zu schaffen. Die alten niederrheinischen Kompaniekameraden finden sich zusammen unter dem alten Kompanieführer; es bleibt ein wunderliches Experiment, bei dem Brautlacht auch seinen spezifischen Humor spielen lassen kann. Reizvoll ist unter diesen versprengten und wiederzusammengelaufenen Getreuen die zwielichtige Figur eines in sich gespaltenen Halbverrätters mit dem Willen zum Guten und dem Zwang zum Bösen, wie überhaupt die Charakterisierung zu den besten Seiten des Romans gehört. Allerlei Kleinigkeiten, die unmöglich sind nicht im dichterischen, wohl aber im realmilitärischen Sinne, sollen dem Verfasser nicht ausgerechnet werden. Vergleichen findet sich naturgemäß bei allen Autoren, die während der Kriegs- und Umsturzzeit noch zur Schule gingen. Der von Brautlacht geschilderte Versuch der tätigen Gemeinschaft mißlingt — wird ein zweiter gelingen? Es bleibt ein Gefühl von Unabgeschlossenheit, vielleicht haben wir einen zweiten Band zu erwarten.

Im allgemeinen darf man sagen, daß die zweite Welle jener Bücher, die den Krieg und die Nachkriegszeit behandeln, zwar wertvolle Einzelheiten, aber doch kaum richtunggebende Zeugnisse von erstem Range gebracht hat; vieles wirkt als Wiederholung, soweit nicht die retrospektiv auf den Generalnenner 1933 gebrachte Nachkriegszeit eine neue Note abgibt. Auch hier gilt die alte Erfahrung, daß bestimmte Töne, die ehemals von Einzelnen im Gegensatz zur herrschenden Strömung angeschlagen worden sind, an Klangfülle verlieren können, ja, in eine Gefahrenzone geraten, sobald sie von der Gesamtheit des öffentlichen Konzerts aufgenommen werden. Die sehr echte und volksmäßige Sehnsucht, aus Arbeitslosigkeit, Elend und Hunger

zu einem neuen, nicht nur gesättigten und äußerlich gesicherten, sondern auch sinnerfüllten Dasein zu gelangen, liefert das Grundmotiv für „Stein, gib Brot! Eine Chronik aus dem Kampf unserer Tage“ von Alfred Karasch (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta). Karasch ist Ostpreuße bauerlicher Abstammung und hat schon in seinem ersten Buch „Winte, bunter Wimpel!“ aus der heimatischen Fischerwelt der Kurischen Nehrung geschöpft. Sein neues Buch spielt in der gleichen Landschaft, unter den mühselig arbeitenden, jetzt noch mühseliger feiernden Steinfishern, für deren Hoffnungslosigkeit und Not der Sieg des Nationalsozialismus den wunderbaren Ausweg bildet. Wasserländische Heimatluft weht auch in Erik Regers Rheinroman „Schiffer im Strom“ (Berlin, Rowohlt). Hier ist das wirklich getan und erreicht, was im durchschnittlichen Heimatroman angestrebt wird. Reger hat den Weg vom Typenaufspießer und Zustandskritiker zum Beschauer und Gestalter gemacht. Sein Roman ist eine Apotheose des Rheins geworden, nicht des sentimental verklärten Rheins der Fremdenindustrie, sondern des echten, saftigen, Alltags und Sonntag kräftig vereinigenden; ein derber und voller Hymnus auf den mächtigen Wasserlauf und auf die unverwundliche Courage des Herzens, die den Weg durch alle Wirtschaft-, Liebes- und Ehebeschwernisse findet. Das Buch ist umfangreich und auch weiterschweifig, in viele Arme sich verzweigend wie der Rhein in seinem Mündungsgebiet, dennoch führen sie alle das Wasser des einen Ursprungs. Regers Menschen sind wirklich Geschöpfe ihres Bodens, ohne Pathos, Süßlichkeit oder Konstruktion, der alte Dr. Vogelsang, der an einen greisen Stromgott erinnert, die rheinischen Frauenzimmer Sann und Rätt, ihr geistlicher und vor allem ihr weltlicher Bruder, der Schiffer Bernard Hennemann, der mit einem holsteinischen Mädchen und einem ostpreussischen Knecht stromauf fährt und es zuletzt bis zum eigenen Rheinschiff, zu einer Frau und einem schnell eintreffenden Kinde bringt — hoffentlich wird es ein Strombefahrender Junge! Das einzig Störende ist eine nicht nur im Scherz sich vorwagende lokalpatriotische Überheblichkeit. Da ist jeder Ostdeutsche ein „Polack“, die Holsteinerin, die Westfalin muß erst ihre Eigentümlichkeiten ablegen, bevor sie sich mit einem Rheinländer „verstehen“ kann. An der kräftigen Dialektfärbung der Dialoge hat man seine helle Freude; solange die Rheinländer den Mund aufstun; aber die Holsteinerin redet ein geschwollenes Papierhochdeutsch, und gar das angebliche Ostpreussisch („Warr“ statt „war“, „weggen“ „statt wegen“) ist vollends

unerträglich. Stärker als bei Reger spürt man bei Werner Schendell den besonderen Pulsschlag unserer Tage, obwohl das Stoffliche seines Romans „Ein Scheffel Salz“ (Berlin-Volksverband der Bücherfreunde) nicht von ihm sein Gepräge erhalten hat. Er sucht die Menschen in ihrem Alltag, „Karrengäule im Bergwerk Berlin“, zeigt graues, mechanisches, trostloses Büroleben, in das einmal eine Schweizerreise ein wenig Märchen und zugleich ein wenig großes Schicksal hineinwirft. Außerlich ist da ein bißchen Liebeskummer, ein bißchen Berufsorge, ein bißchen Schwindel, Intrige, Scheidung, Zusammenfinden. Aber der Sinn des Romans, dem noch eine Erzählung „Die taube Blume“ beigegeben wurde, ist ein anderer. Schendell wirbt um eine neue Sinngebung des Alltagslebens, um neue Beseelung des scheinbar zum Mechanismus Verdamnten, um jenes menschliche Vertrauen, das nach dem aristotelischen Wort sich erst einstellen kann, wo man einen Scheffel Salz miteinander gegessen hat.

Natürlich finden in der Dichtung, selbst heute, reichhaltigerweise immer auch jene Seelenbereiche ihren Ausdruck, bei denen weder ein unmittelbarer noch mittelbarer Zusammenhang mit Zeitereignissen und Zeitumwälzungen gegeben ist. Wäre es anders, so vermöchte heute niemand mehr Cervantes, E. T. A. Hoffmann oder Jean Paul zu lesen. Ich freue mich, in diesem Zusammenhang auf Hans Brandenburgs „Drei Legenden“ (München, Josef Kösel & Friedrich Pustet) hinweisen zu dürfen. Das kunstlose und so sehr natürliche Rankenwerk der volkstümlichen Heiligengeschichte ist hier dichterisch aus- und fortgesponnen worden, ohne daß den alten Legenden Gewalt geschehen oder daß ihre tief sinnige Einfalt durch psychologische Kunststücken beschädigt worden wäre. Brandenburg behandelt die Legenden von St. Johann von Nepomuk, dem Märtyrer des Beichtiegels, vom Pesthelfer Rochus und von der frommen Dienstmagd Notburg. Gleichfalls dem Bezirk überzeitlicher Dichtung zuzuordnen ist „Das Spukhaus in Litauen“ von Elise Ernst (Berlin, Paul Reff). Dieses Buch schrieb die Witwe des großen Novellisten unserer Sprache und unserer Zeit, so nehmen wir es mit pietätvoller Spannung zur Hand. Die in eine Rahmenerzählung gefügten Gespenstergeschichten erweisen deutlich den geistigen Umkreis, aus dem sie stammen; es ist manche unter ihnen, die wir uns denken könnten als von dem verehrungswürdigen Toten selber geschrieben, und nicht zum wenigsten gilt das von dem Schluß mit seiner großartigen und echt dichterischen Kühnheit. Alle diese Erzählungen

offenbaren eine reiche, zugleich klare und gegenständliche Phantasie, da doch sonst so viele Spukgeschichten in einem unbestimmten „Nebeln und Schwebeln“ zerflattern. Frappant ist die Fähigkeit, Schauplätze und Milieus zu einer gänzlichen Anschauung zu bringen. Daß ein solches, von den Gesetzen der alten *arte di novellare* bestimmtes Buch frei ist von pathetischer Schauerromanik wie von rationalisierender Psychologie, das bedarf keiner Versicherung. Sehr oft handelt es sich um geisterhafte Liebesgeschichten, langverstorbene Frauen gehen um, der Bogen spannt sich über mehrere Geschlech-

terfolgen, so etwa, daß eine unerfüllt gebliebene Leidenschaft sich am Enkel oder Urenkel plötzlich fortsetzt und löst, Liebesverrat des Ahnherrn am Schicksal des Nachfahren sich heimsucht, wie denn überhaupt Liebe und Tod sich geheimnisvoll durchschlingen. Wir nehmen dies „Spukhaus“ mit ehrfürchtiger Liebe entgegen, ebenso um seiner selbst willen wie im Gedanten an Paul Ernst, dessen Wesen und Kunst in seiner Lebensgefährtin noch einmal Stimme gewonnen hat. Und mit einer Neigung vor seinem Schatten wollen wir diesen Überblick beschließen.

Politische Rundschau

Die italienische Außenpolitik, deren Marschrichtung sich, wie wir fortlaufend berichteten, in den letzten Monaten immer deutlicher abzeichnete, bis sie in der denkwürdigen Konferenz von Rom mit Österreich und Ungarn das Kernproblem an den Nordgrenzen des Landes eindeutig herausstellte, hat in Fortsetzung des angedeuteten Weges jetzt einen Teil der Ernte eingebracht. Die Handelsverträge mit den beiden Nachbarländern sind unterzeichnet; sie bringen einen erheblichen Gewinn für die Häfen von Triest und Fiume und verankern die Verkehrsrichtung, die in der alten Donaumonarchie als eingefahrener Weg galt, wieder fester. Die beiden Länder Ungarn und Österreich haben auch ihre Vorteile erhalten, wobei Ungarn den besseren Teil heimbringen kann: es hat sich einen guten Dauernmarkt für seine Getreideproduktion und die wirtschaftliche Unabhängigkeit von der Kleinen Entente gesichert. Wir sehen jetzt hinter den beiden italienischen Häfen ein Hinterland entstehen, das eine gewisse Einheitlichkeit darstellt, die getroffene Regelung ist als Versuch aufzufassen, eine regionale Arbeitsgemeinschaft zu bilden, die der allmählichen Schaffung eines Großraumes unter italienischem Einfluß dienen soll. Die großen Pläne des Herrn Benesch sind damit stark durchkreuzt. Die politische Einheitlichkeit des mittleren Donaupraumes ist, wenn auch mit örtlich notwendigen Modulationen, im Entstehen, sie wird sich vertiefen und verbreitern, sobald die Habsburger in Österreich erst wieder festen Fuß gefaßt haben werden. Die eben erfolgte Rückkehr des populären Erzherzogs Eugen nach Tirol ist als der erste Schritt für die allmähliche Rückbildung zu betrachten. Wir halten die Lage noch nicht für ausgereift genug, um endgültige

Entscheidungen für möglich zu erachten, aber die kommende Linie ist jetzt noch deutlicher sichtbar geworden, die Ereignisse verlaufen unserer Prognose entsprechend: das alte Österreich-Ungarn fängt an, sich neu zu gruppieren. Der Vatikan hat kürzlich verlauten lassen, daß er das augenblickliche Regime in Wien unter seinen besonderen Schutz genommen hätte. Diese Tatsache bestätigt unsere schon früher geäußerte Ansicht, daß die Kurie im Sinne der Habsburger-Restauration tätig ist und sicher alles tun wird, um ihre Ziele zu erreichen. Rechnen wir zu diesen politischen Triebkräften gewisse geopolitische Bedingtheiten, so müssen wir nach dem augenblicklichen Stand der Dinge wohl damit rechnen, daß im Donaupraum Lösungen etwa im Sinne der letzten Friedensvorschlüsse des Kaisers Karl im Weltkriege nicht mehr als unmöglich erscheinen. Vatikanische Politik und die Interessen des Quirinal halten wir für entscheidende Triebfedern dieses Umwandlungsprozesses.

Die Aktivität der Außenpolitik Italiens beschränkt sich nicht auf den kontinentalen Boden, sie arbeitet gleichzeitig im Mittelmeerraum. Kürzlich wurde die Forderung nach einer Verstärkung der Flotte angemeldet. Die Luftflotte wird in Lybien nicht grundlos systematisch ausgebaut. Dem italienischen Menschen soll einmal der Staat im Norden Afrikas folgen. Der Konflikt in Arabien zwischen dem König Ibn Saud und dem Herrscher des Jemen ist nach den letzten Nachrichten nicht nur etwa ein Streit um Grenzgebiete, sondern eine Kampffaktion auf dem Schachbrett europäischer Großmachtpolitik. Der Schützling der römischen Politik hat allerdings eine Niederlage erlitten, das Auftauchen italienischer Kriegsschiffe vor

dem Gebiet des Jemen ließ erkennen, daß man Besorgnisse wegen möglicher noch größerer Erfolge des mächtigen Königs Ibn Saud hegte. Inzwischen scheint ein Waffenstillstand zustande gekommen zu sein, die englischen Interessen ließen es wohl angezeigt erscheinen, Halt zu blasen. Ein zu mächtiges und starkes Arabien in der Gefechtszone des Suezkanals mußte ja auch in London unangenehm auffallen. Wir sind noch nicht am Ende dieses Abenteuers, das vielleicht noch Überraschungen bringen wird. Wir möchten in diesem Zusammenhang nur darauf hinweisen, daß in England vorgeschlagen wurde, Italien das Protektorat über Palästina anzutragen. Man gibt in London gern Geschenke, die nichts kosten, wenn man dafür ehrgeizige Pläne abdrehen kann, die im Machtbereich britischer Interessen auftauchen. Eine Erübung der Beziehungen zwischen London und Rom ist nicht eingetreten, in Frankreich wurden bei dieser Gelegenheit wieder gute Waffengeschäfte gemacht. In Genf sieht man von allem nichts und wird sich wohl hüten, den Krieg, der sich unter dem allerhöchsten Protektorat des Völkerbundes nicht vermeiden ließ, anders als ein Märchen aus Tausendundeinernacht, ein Geplänkel arabischer Scheichs mit aller Romantik solcher Kämpfe, zu betrachten. Sonst müßte man ja eigentlich eingreifen, aber man hat andere Sorgen. Man sieht ja auch dem Fortgang des Krieges im Gran Chaco untätig zu.

*

Bevor wir auf die Probleme näher eingehen, die den Völkerbundsrat auf seiner Maitagung beschäftigt haben, wollen wir noch die anderen schwebenden Fragen einer kritischen Betrachtung unterziehen, da sie mit den Geschehnissen in Europa zwar nicht in ursächlichem, aber doch im Zusammenhang stehen und manches verständlich erscheinen lassen, was auf den ersten Blick dem Zuschauer aus der Ferne nicht im Rahmen des großen Spiels zu liegen scheint. Hierher gehört zunächst der Versuch Englands, sich aus der rein kontinentalen Politik mehr herauszuziehen und auf dem Gebiet der Rüstungen freie Hand zu gewinnen. Wir sprachen in unserer letzten Übersicht von dem Aufstand im Osten. Wir stellten fest, daß der Handelskrieg zwischen Japan und seinen Gegnern in vollem Gange wäre. Inzwischen ist ja nun auch der breiten Öffentlichkeit mitgeteilt worden, daß England besondere Schutzmaßnahmen für die Ausfuhr von Textilien in seine Kolonien und Dominien getroffen hat. Das wird wohl auf dieses Gebiet der britischen Wirtschaft nicht beschränkt bleiben, wir

rechnen mit anderen späteren Schutzmaßnahmen in der Metall- und Fettwirtschaft. Hieraus werden sich dann neue Gegenmaßnahmen Japans ergeben, bis man schließlich auf politischem Boden an eine Austragung der Gegensätze gehen wird. Vorerst scheint dies noch in weiter Ferne zu liegen, aber England muß der Tatsache Rechnung tragen, daß es einmal zum Entscheidungsskampf um den chinesischen Markt, um Indien und Australien kommen wird. Japan hat jetzt angekündigt, daß es den vereinbarten Flottenstandard nicht aufrechterhalten und zu einer Ründigung des Flottenabkommens schreiten will. Das fortschreitende Wachstum der angelsächsischen Rüstungen zwingt Japan zu solchen Schritten, wenn es vor Überraschungen sicher sein will. Aus seiner Sorge um den Schutz vor Luftangriffen entsprang wohl auch die kürzlich noch mehr unterstrichene Auffassung Japans über seine Unabhängigkeitstheorie des ostasiatischen Kontinentes. Sehr eindeutig wurde von japanischer Seite betont, daß man das Prinzip der offenen Tür in China umstoßen würde, wenn der Waffenhandel mit China so weiterginge wie bisher. Eine Rückfrage der britischen Regierung über die Auslegung dieser japanischen Theorie ergab eine befriedigende Antwort für England, das zunächst annahm, Japan wolle eine Art Protektorat über China aufrichten. So weit ist es wohl noch nicht. Aber man rechnet in London damit, weil man dort genau weiß, daß die guten Geschäfte mit Rüstungsmaterial aller Art für China so leicht nicht abzustoppen sein werden, es müßte denn sein, daß ein internationales Abkommen hierüber erzielt wird. Doch damit wird kaum zu rechnen sein. Wenn nun Großbritannien im Fernen Osten seine ganze Kraft einsetzen muß, um die Grundfeste des Reiches, Indien, zu schützen, hat es kein Interesse an europäischen Dingen mehr. England muß auch seine Rüstung frei gestalten können, denn die Luftwaffe wird eines Tages die Entscheidung darüber herbeiführen, wer im Osten regiert. Angesichts solcher Probleme kann man sich nicht über Rüstungsreduktionen unterhalten, zumal der kontinentale Nachbar Frankreich seine Bombenwerfer weiter beschleunigt und der Zahl nach verstärkt. Wir glauben auf Grund der außereuropäischen Lage demnach nicht, in Großbritannien einen Freund der Abrüstung sehen zu können, wenn es auch so scheinen mag. Bei der Suche nach dem Schuldigen wird England dem französischen Außenminister wie üblich den Vortritt lassen, das entspricht der Gepflogenheit und Klugheit britischer Staatskunst, die einen starken

Freund Japans in Europa nur ungern sehen würde. Für die Entwicklung im Fernen Osten von weittragender Bedeutung, die erst in der Zukunft ganz sichtbar werden wird, ist es, daß den Philippinen jetzt, wenn die Volksvertretung zustimmt, die völlige Unabhängigkeit von USA. zugestanden ist. Das kann nicht ohne Rückwirkung auf Indien, Indochina und den Malaiischen Archipel bleiben.

*

Frankreich ist an den Geschehnissen der großen Politik nicht unmittelbar interessiert. Wir haben schon kürzlich darauf hingewiesen, daß sein ostasiatischer Besitz sehr stark gefährdet ist. In Paris beschränkt man sich auf die kontinentale Machtstellung und sichert deswegen die afrikanischen Besitzungen, da sie das große Menschenreservoir darstellen, das man zur Auffüllung seiner Regimenter braucht. Die von uns eingangs gekennzeichnete Erstarkung Italiens, die allmählich die militärischen Kräfte der kontinentalen Verbündeten Frankreichs so stark binden wird, daß sie nicht mehr brauchbar erscheinen, veranlaßt nun wiederum Frankreich, einen Ausbau seiner Rüstung mit Hochdruck zu betreiben. Soll man sich dabei das Reich in den Arm fallen lassen, soll man Sentimentalitäten pflegen, die der Amerikaner Wilson im Jahre 1919 ja doch nur scheinheilig benutzte, um die Rüstung des Reiches vollends zu zer schlagen?

Die frühere Feindbundgruppierung ist nicht mehr in der alten Form vorhanden, die Staaten treffen sich allerdings noch auf der gemeinsamen Linie, dem Reiche den selbstverständlichen Schutz seiner eigenen Grenzen zu verweigern. Sonst gehen sie ihren eigenen Plänen nach. Daraus erklärt sich die Haltung der Regierungsvertreter, die wir Ende Mai in Genf zu hören bekommen werden, wenn der nunmehr durch Henderson zusammenberufene Hauptauschuß der Abrüstungskonferenz zusammentreten wird. Man wird uns dort als den Sündenbock hinzustellen versuchen. Daran ist heute nicht mehr zu zweifeln. Wieweit es Frankreich gelingen wird, die Ergebnisse der Barthouischen Rundreise auszunutzen und seine Ansicht zur Geltung zu bringen, hängt wohl davon ab, wieweit Großbritannien es vermag, das Spielfeld in seinem Weltreich nicht durch kontinentale Schwierigkeiten stören zu lassen.

*

Um nun noch auf die Tagesereignisse der europäischen Politik kurz einzugehen, sei erwähnt, daß Lettland versucht hat, durch die

Verhängung des Ausnahmezustandes der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden. Die Anhänger der sozialdemokratischen Partei wurden verhaftet. Man tut so, als befürchte man einen Umsturz von links. Sicher sind dafür Anzeichen vorhanden, denn die Dritte Internationale arbeitet weiter, das ganze Manöver dürfte aber doch einen parteipolitischen Grund haben, der auf anderen Gebieten liegt.

Die Dritte Internationale agitiert weiter gegen das Reich, man sieht immer noch in Deutschland den Wall gegen die Ausbreitung der Weltrevolution bolschewistisches Gepräges und betreibt eine sehr rührige Agitation gegen alles, was das Reich unternimmt. Von Zeit zu Zeit flattert die Greuelheke wieder auf, wir finden also vergiftete Quellen dann Urheber mit den uns geläufigen Namen wie Münzenberg. Diese Agitation darf nicht übersehen werden, sie hat Auswirkungen, die langsam wirken, die aber gerade deswegen nicht minder gefährlich sind.

Aus dem Innern der Sowjetunion kommen keine günstigen Berichte. Die Selbstbestellung läßt zu wünschen übrig, in den Hungergebieten hat sich die Lage keineswegs verändert. In den Gegenden, wo Menschen und Vieh zugrunde gegangen sind, läßt man die Arbeit ruhen. Dem schon wieder nomadenhaft gewordenen Charakter der Bevölkerung paßt sich die Regierung an und läßt nur dort arbeiten, wo es unbedingt notwendig ist. Für die Partei und Armee reicht es noch, das ist die Hauptsache. Das fortschreitende Viehsterben beunruhigt den Kreml auch nicht mehr als unbedingt nötig, es gibt ja die gute Methode, durch den Hungertod einen Ausgleich schaffen zu lassen, wenn die Vorräte nicht reichen. Sollte die Trockenheit, die in den Südosgebieten Rußlands herrscht, weiter andauern, so ist mit neuen großen Ernteverlusten zu rechnen. Leider weiß die Welt noch immer zu wenig aus dem Paradies Stalins, sie wird im Gegenteil weiter künstlich getäuscht, da es noch Menschen wie Herrn Herriot gibt, die auf jeden Schwindel hereinfallen, den ihnen die rote Beamtenschaft vortreibt.

*

Die Ratstagung in Genf beschäftigt sich mit der Saarabstimmung. Die zu entscheidende Frage ist bei dem eindeutigen Tatbestand doch nur die, an welchem Tage formell noch über die Wiedereinfügung des Saarbeckens in das Reichsgebiet abgestimmt werden soll. Es wurde, wie in Genf üblich, wieder einmal die Entscheidung vertagt. Man konnte sich nicht einigen,

weil Frankreich, wie zu erwarten war, die Frage einer polizeilichen Sicherung der Abstimmung aufgerollt hat, weil es ferner Abstimmungsgerichte wünscht und schließlich noch neben einer Amnestie für die Zeit nach der Abstimmung mit allerlei Forderungen auftrat, die wir nur als Vorwände für die Verschleppung bezeichnen können. So war es noch bei jeder Regelung von Nachkriegsfragen, die zwischen dem Reich und Frankreich lagen. Diesmal ist die Verstimmung besonders tiefgehend, das ganze Volk im Reich empfindet die Haltung Frankreichs ebenso wie die betroffene Bevölkerung des Saarbeckens als ungerecht und dem Sinne des Versailler Vertrages widersprechend. Der in Genf anwesende französische Außenminister hat die Gelegenheit benutzt, durch Presseinterviews Äußerungen zu verbreiten, die überall als Friedensstörungen empfunden wurden. Wir halten es für ein frivoles Spiel, wenn unverantwortliche Presseleute in Paris von einem neuen Krieg reden, aber ein verantwortlicher Minister einer Großmacht wie Frankreich sollte es unterlassen, die ultima ratio der Politik überhaupt nur zu erwägen; er könnte sonst sein Land rascher in den Abgrund stürzen, als er mit seinen Hintermännern glaubt. Einen tatsächlichen Vorteil würden nur die neuesten Freunde Frankreichs haben, in deren Programm für die Errichtung der Sowjetdiktatur in Europa eine kriegerische Verwicklung die Hauptrolle spielt.

Die französischen Unterhaltungen mit dem russischen Volkskommissar Litwinow sind angesichts der kommenden Tagung des Hauptausschusses der Abrüstungskonferenz recht auffallend. Die Bolschewiken sollen mit Macht nach Genf in den Völkerbund gebracht werden, man braucht sie wohl auch, um im Osten einen weiteren Stützpunkt für die französische Sicherheit zu schaffen. Die Lage ähnelt in mancher Beziehung dem Sommer vor 20 Jahren, nur daß damals Frankreichs Kontrahent in Petersburg nicht mit denselben Hintergedanken an den Verhand-

lungstisch gegangen ist wie die heutigen Machthaber. Ihr Ziel ist und bleibt die Weltrevolution, ihr ordnen sie alles unter. Wenn es ernst wird, würden sie sehr schnell in Frankreich selbst an die Stelle der Tricolore die rote Fahne setzen. Daran will man in Frankreich, trotz der Unruhen der letzten Wochen nicht glauben. Die Sicherung im Osten wird allen anderen Fragen vorangestellt.

Ob es ein Zufall ist, daß in Nordamerika seit der offenen Freundschaft mit den Sowjets dauernd große Streits und Unruhen an der Tagesordnung sind? Wir bedauern die innenpolitische Lähmung in Amerika umso mehr, als es dadurch von den Fragen der Weltpolitik abgezogen wird. Es ist interessant, daß Amerika zum Bimetallismus zurückgekehrt ist, der früher als grundlegende Theorie der Währungswissenschaftler unbestritten dastand. Silber ist auch für andere Länder als Ergänzungsmittel des staatlichen Metallschatzes beachtlich, die über kein eignes Gold und wenig Devisen verfügen.

*

In Bulgarien wurde als Folge der allgemeinen Entwicklung von Oberst Rimon Georgieff eine Diktatur errichtet. Man hat bisher wenig beachtet, daß auch Portugal schon seit längerer Zeit ebenfalls diktatorisch regiert wird. In Europa sind also zwei zwar territorial kleine, ihrer politischen Eigenart und Lage wegen interessante Länder von den früheren Formen abgewichen. Die Ordnung in Portugal ist besonders wichtig wegen der Nachbarschaft des in starker Gährung befindlichen Spaniens, in der vielleicht die Monarchie zurückkehrt als rettendes Ordnungsprinzip. Bulgarien als faschistischer Staat ist ein beachtlicher Machtfaktor für die italienische Südostpolitik. In der Linie der konservativ-revolutionären Bewegung in Europa kann die Neuordnung in Bulgarien, die von einem Kreise von Patrioten ohne Partei, gestützt auf die Wehrmacht, durchgeführt wurde, große Bedeutung erlangen. Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

„Die Abgeordneten an die Laterne“ —

diese freundliche Mitteilung stand auf Zetteln zu lesen, die jüngst von den ins belgische Parlament eingebrungenen Mitgliedern der „Légion Nationale“ den Abgeordneten an die Köpfe geworfen wurden. Die Legionäre wurden ver-

haftet, und die Abgeordneten gaben sich weiter der Beratung von Gesetzesvorlagen hin. Dieses kleine antiparlamentarische Zwischenpiel braucht nicht überschätzt zu werden; doch deutete es immerhin an, daß man auch in Belgien an der allein seligmachenden Weisheit der Parlammentsherrschaft zu zweifeln beginnt, mit der Folge,

daß sich außerhalb der alten historischen Parteien radikale Strömungen bilden und — anwachsen. Dieser Vorgang erhält in einem so ausgesprochenen Nationalitätenstaate wie Belgien besondere Bedeutung; denn die Gründe einer solchen Entwicklung liegen sowohl auf sozialem wie volkspolitischem Gebiet, ja, der volkspolitische Gegensatz ist die stärkste Triebfeder. Und so steht heute der bewußt antiparlamentarischen Bewegung des flämischen Nationalsolidarismus auf wallonischer Seite eine Art „staatsbelgischer Faschismus“ gegenüber, wie ihn die „Légion Nationale“ und andere Gruppen vertreten. Je mehr aber die Regierung die Schwäche des Parlaments spürt, um so mehr fühlt sie sich ihrerseits dazu angereizt, faschistische Methoden zu bevorzugen, zumal sie sich der stillschweigenden Unterstützung der belgischen Faschisten sicher weiß, welche die „belgische Einheit“ vertreten und demgemäß der flämischen Eigenständigkeit ebenso abhold sind wie der Selbstbestimmungsforderung des annektierten Deutschtums in Eupen-Malmédy.

Die gegenwärtige belgische Außenpolitik ist bemüht, in der Abrüstungsfrage einen selbstständigeren Kurs einzuhalten, der nicht auf Verschärfung der deutsch-französischen Spannung, sondern auf allgemeine Verständigung im Sinne internationaler Vereinbarungen hinziele. Die Senatsrede des Grafen de Brocqueville war nicht das einzige Kennzeichen dafür, wie sehr man sich in Belgien fürchtet, an der Seite Frankreichs in „außenpolitische Abenteuer“ hineingezogen zu werden, und die Wiederaufrüstung der alten Gegensätze zwischen Kriegsminister und Generalstabschef über die Durchführung der belgischen Aufrüstung gehören in den gleichen Zusammenhang. Warum fürchtet man in Brüssel die französische Aktivität? Nicht nur weil Belgien friedensbedürftig ist und weiß, wie wertvoll gute Wirtschaftsbeziehungen zum deutschen Nachbarn sind, sondern auch, weil man auf Grund der volkspolitischen Krisenlage jede außenpolitische Belastung vermeiden möchte. Man kennt die eigene Schwäche! Und das entschiedene Nein, das der französischen „Abrüstungs“-Politik von der flämischen Öffentlichkeit, bis weit in die Kreise des belgischstämmigen Elementums hinein, zuteil wurde, läßt keinen Zweifel daran, daß die Freundschaft und Verbundenheit mit Frankreich, so vordringlich sie von der herrschenden frantrophilen Schicht zur Schau getragen wird, nicht mehr stark genug ist, um eine gemeinsame Aktion, wie sie noch zur Zeit der Ruhrbesetzung möglich war, durch-

zuführen. Die flämische Eigenständigkeit wirkt sich als außenpolitischer Faktor aus.

Diese Gebundenheit der belgischen Außenpolitik gefällt den Chauvinisten aller Grade zweifellos nicht, und so sucht man sie durch erhöhte „innere“ Aktivität zu verdecken, wie die Ausnahmegeetze, die der belgische Außenminister dem Parlament vorlegte, beweisen. Auch sie sind bezeichnend für die Entwicklung zum innerbelgischen Radikalismus. Und vor allem das eine, das „die Abtrennung der belgischen Staatsangehörigkeit“ behandelt, verdient stärkste Beachtung, richtet es sich doch ausschließlich gegen das annektierte deutsche Grenzgebiet. „Wer ernstlich gegen seine staatsbürgerlichen Pflichten verstoßen hat“, soll der Staatsbürgerschaft entkleidet werden, was wieder gleichbedeutend mit Ausweisung und Vertreibung von Haus und Hof ist. Die Staatsbürger aber, deren Vater zur Zeit ihrer Geburt bereits belgischer Bürger war — das Gesetz nennt sie „belges par filiation“ —, sind ausdrücklich ausgenommen, sie fallen nicht unter das Gesetz, und so bleiben im großen und ganzen nur die Eupen-Malmédyer übrig, die ja nicht „Belgier durch Abstammung“ sind. Findet das Gesetz (woran kaum zu zweifeln ist) im Parlament eine willfähige Mehrheit, so ist ein alter Wunsch der Annektionisten und des ihnen hörigen kleinen Renegatenklüngels erfüllt. Man hat eine „gesetzliche“ Handhabe gegen die heimattreue Bewegung in Eupen-Malmédy; denn es ist ja nicht schwer, aus der Selbstbestimmungsforderung einen „Verstoß gegen die staatsbürgerlichen Pflichten“ zu konstruieren, und ohne diese trübe Absicht wäre das ganze Gesetz unerklärlich. Allen denen aber, die seit Jahr und Tag ihre Wüste Hege gegen das heimattreue Deutschtum entfalten, würde kraft dieses Gesetzes willkommene Gelegenheit gegeben sein, die Statuierung eines Trempels zu verlangen.

Das nennt sich — innerpolitische Ablenkung, aufgebaut auf der plumpen Hoffnung, wenigstens mit 60000 wehrlosen, lediglich ihr Volksrecht verteidigenden Menschen fertig zu werden und sie chauvinistischer Willkür preiszugeben. Das Deutschtum in Eupen-Malmédy geht einem verschärften Staatsdruck entgegen. Die belgische Regierung aber, die für dieses Gesetz verantwortlich zeichnet, sollte sich zumindest überlegen, daß die Frage Eupen-Malmédy durch Knebelung des Deutschtums nicht aus der Welt zu schaffen ist. Im Gegenteil, je mehr Eupen-Malmédy unterdrückt wird, um so mehr ergibt sich für das deutsche Volk die Notwendigkeit, auf Vertragserfüllung zu bestehen und

seine Einstellung zu Belgien gemäß der bisherigen Nichterfüllung dieser Forderung auszurichten.

Der Vatikan

hat niemals die Hoffnung aufgegeben, die seit dem großen Schisma von 1054 abgetrennte orthodox-byzantinische Kirche mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen. An dieser Aufgabe arbeitet seit Mitte des 16. Jahrhunderts die päpstliche Kongregation für die orientalische Kirche. Nicht ohne Erfolg, denn eine ganze Anzahl orientalischer Riten konnte mit Rom uniert werden. Nach dem Sturz des Zaren übernahm der Heilige Stuhl selber die Leitung der höheren orientalischen Institute und gründete das Päpstliche Institut für orientalische Studien. Pius XII. setzte 1926 die „päpstliche Kommission für Rußland“ ein, kurz „Pro-Russia-Kommission“ genannt, und 1930 erklärte er die Pro-Russia-Kommission als autonom. Diese Kommission bereitete die Missionsarbeit vor. Besonders an der polnischen Ostgrenze war ein Hauptfeld ihrer Tätigkeit. Dort wurde, wie wir schon berichteten, von den Jesuiten im Kloster Albertin ein neuer byzantinisch-slawischer Ritus für die Gewinnung der orthodoxen Gläubigen geschaffen, ein Ritus, der die äußere Form des russisch-orthodoxen Ritus weitgehend übernahm. Er sollte die Brücke sein, die orthodoxen russischen Völker für die Union zu gewinnen. Aber diese Vorbereitungsarbeit stieß bei der polnischen Regierung auf Schwierigkeiten. Polen will die orthodoxen Ruthenen in seinen Staatsgrenzen polonisieren und fürchtet, daß der neue Ritus seine Polonisierungsbestrebungen unmöglich machen wird. Es kam verschiedentlich zu Auseinandersetzungen zwischen Warschau und dem Vatikan, die Gegensätze waren anscheinend nicht zu überbrücken. Denn es verlautet, der Vatikan wolle die ganze Arbeit der Pro-Russia-Kommission neu organisieren. Er wolle das orientalische Institut in Lublin aufgeben und das päpstliche Seminar in Dubno nach Algram in Südslawien verlegen. Das Jesuitenkolleg in Albertin soll nach England kommen.

Anton Rippenberg,

der Begründer und Leiter des Inselverlages, begeht am 22. Mai seinen 60. Geburtstag. Für ganze Generationen des deutschen Volkes ist „die Insel“ ein Begriff, der durch nichts, aber auch gar nichts in ihrem Bewußtsein erschüttert werden kann. Die kulturelle Arbeit dieses Verlages — und der Verlag ist Anton Rippenberg — ist ein so wesentlicher Bestandteil deutscher Geistigkeit und deutscher

Kultur, daß er nicht aus dem deutschen Verlagsleben und aus dem eigenen Kulturwillen und Streben wegzudenken ist. Es ist nicht nötig, an alle die Wunderwerke deutscher Buchtechnik zu erinnern. Wenn der Name Inselverlag fällt, so steht vor dem geistigen Auge die stattliche Reihe buchtechnischer Kostbarkeiten, in denen niemals ein schönes Kleid einen leeren Inhalt beschönigte. Rippenbergs Dienst an Goethe und seinem Werke ist eine einzigartige Leistung. Er liebt es nicht, daß von seiner Person viel gesprochen wird. Er hat in einem vorbildlichen deutschen Verlegerleben seine Person in sein Werk eingehen lassen, und das ist bei einer Persönlichkeit von so ausgesprochener Eigenart und wohl auch gelegentlich Eigenwilligkeit ein Opfer, das den Mann ehrt. Er hat selber die Gnade empfunden, wie man durch die Hingabe an das Große oder an den Großen erst sich selbst ganz findet und die Vertiefung des eignen Wesens gewinnt. Sein ausgesprochenes Gefühl für Form, die innere wie die äußere, hat ihn befähigt, im Buchhandel das zu schaffen, was man das Gesamtstückwerk nennen kann. Anton Rippenberg hat auch in den schwersten Zeiten, in denen andere Persönlichkeiten die Probe der Bewährung nicht bestanden, sich bewährt. Es sei ihm unvergessen, was er für junge, ringende Talente getan hat, und es sei ihm noch mehr unvergessen, daß er auch in Zeiten, in denen das sehr unpopulär ist, seinen Mitarbeitern die Treue wahrte. Das ist mehr deutsch, als wenn man sein Deutschtum sich selber mit Phrasen tagtäglich zu beschämeigen bemüht.

Zum 50. Geburtstag Rippenbergs erschien eine Sonderschrift „Navigare necesse est“, eine erlesene Festgabe aus dem Kreise seiner Mitarbeiter. Das sollte jeder nachlesen, der noch nicht weiß, was das Inselstift und sein Steuermann für das deutsche Kulturleben bedeuten. Die zehn Jahre zwischen 50 und 60 hat Rippenberg nicht geruht. Daß der Leiter in unerschütterlichem Glauben an das unzerstörbare Deutschland mit Frische und Mut weiterarbeite, ist der Wunsch aller seiner Freunde. Dann wird der schöne Goethespruch, der vor der Festgabe steht: „Schaff, das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, das ich's vollende“ im letzten und höchsten Sinne Wahrheit werden, wie ein minder Bescheidener als Anton Rippenberg gegenüber der eignen Leistung es schon von seiner bisherigen Lebensarbeit heute sagen dürfte.

Mit Franz Dülbergs Tod,

der unvermutet im Alter von 61 Jahren gestorben ist, hat das deutsche Schrifttum einen schweren Verlust erlitten.

Nicht nur, weil hier ein Mann dahingegangen ist, der eine wirkliche dramatische Begabung war, ein Mensch, der um das Geheimnis des Theaters und seiner Gebilde wußte, sondern weil Franz Dülberg einer der wenigen schreibenden Deutschen mit unmittelbar lebendigen Beziehungen zum Ausland und mit Widerhall im Ausland war. Es hatte einen guten Sinn, daß er der Vorsitzende der Übersetzergruppe im Reichsverband des Schrifttums war: er leistete Arbeit nicht nur, indem er die Werke fremder Dichtung übertrug, sondern indem er in lebendigem Verkehr mit Menschen von jenseits der Grenzen für die Beziehungen zwischen deutschem Schrifttum und dem Draußen wirkte. Franz Dülbergs Begabung war eine seltene Mischung aus dichterischer Kraft und Wissenschaft, aus Kunstgeschichte, Drama und Roman. Die Reihe seiner Schriften über belgische, holländische, deutsche Kunst ist länger als die seiner dichterischen Arbeiten, obwohl sein Werk an Bühnendichtungen allein reich genug ist, um ihm eine angesehenere Stellung in der Geschichte der deutschen Dichtung zu geben. Dülberg schrieb nicht nur Bücher über die frühen Holländer und das holländische Porträt, über die Leydener Malerschule und Ruysdael und Rembrandt; er unterhielt mit bewußter Arbeit lebendige Beziehungen über die Grenzen hinweg zum Holländischen, zum Dänischen und Belgischen, wirkte draußen als kultureller Verbindungsmann und schuf so Brücken, die gerade in der schwersten Zeit des Reiches nach 1918 ihre Nützlichkeit und Tragfähigkeit sehr schön erwiesen. Franz Dülberg hat in aller Stille neben seiner dichterischen Arbeit wertvolle Volksarbeit geleistet: das wollen wir ihm nicht vergessen. Vielleicht sieht sich jetzt, da er tot ist, auch einmal das eine oder das andere deutsche Theater seine Dramen an; eine Aufführung des „Cardenio“ zum Beispiel, zu dem er die Anregung aus Immermanns „Cardenio und Celinde“ bekam, wäre immerhin eine kleine Ehrung für diesen Mann, der Vieles für sein Land getan hat.

Wird die Kulturnot des ungarländischen Deutschturns

endlich eine Milderung erfahren? Die Zeit, die dem jähen Tode des unersetzlichen Jakob Bleyer folgte, zeichnete sich durch wilde Heße gegen die deutsche Volksgruppe in Ungarn aus. Das alberne Wort von der „deutschen Gefahr“ war wieder einmal Trumpf, und alle die „hundertprozentigen“ Magyaren und Magyaronen, die dem Deutschturn sein selbstverständliches Recht auf Eigenständigkeit der Sprache und Kultur neiden, waren wacker an der Arbeit, die ungarische Öffentlichkeit gegen

den sogenannten „Pangermanismus“ aufzuheben, der das bodenständige Deutschturn angeblich nur als Vortrupp benutzt, um das arme ungarische Volk der „Germanifikation auszuliefern.“

Vielleicht hatte diese Heße doch ihr Gutes. Erstens zeigte sie, wie ungelöst die Minderheitenfrage in Ungarn, trotz aller früheren Zusagen der Regierung, noch immer ist. Zum anderen zwang sie die einsichtigen und maßgebenden Kreise, denen sowohl an der Durchschlagskraft der ungarischen Revisionspolitik wie an einem erträglichen Verhältnis mit dem deutschen Gesamtvolke gelegen ist, zum Nachdenken. Und zum dritten stärkte sie das ungarländische Deutschturn selbst in seiner vollstlichen Selbstbehauptung. Inzwischen wurden die Verhandlungen mit der Regierung Gömbös zum Abschluß gebracht, die noch Jakob Bleyer aufgenommen hatte und die von Dr. Graß fortgesetzt worden waren. Sie hatten insofern Erfolg, als die ungarische Regierung sich erneut zu dem grundsätzlichen Standpunkt bekannte, die Volksrechte der Deutschen zu achten und den vollständig freien Genuß dieser Rechte für alle Angehörigen der Volksgruppe sicherzustellen. Inwieweit jedoch die Aussprache die praktische Verwirklichung dieses grundsätzlichen Standpunktes, gefördert hat, bleibt abzuwarten. Die bescheidenen Grundforderungen des Deutschturns, wie freie Selbstbestimmung der Eltern über die Unterrichtssprache, Ausmerzung des berichtigten Schultypus C oder Ausbildung geeigneter Lehrkräfte, sind ja von der Regierung nicht erst seit heute bejaht worden. Aber ihre Durchführung scheiterte immer wieder an den nachgeordneten Behörden, kurz an der altbewährten ungarischen Assimilationsmethode. Und daß diese Methode, trotz der Versprechungen der jeweiligen Regierungen — verbunden mit der Gentry-Anschauung, daß nur der ein guter ungarischer Staatsbürger sei, der ungarisch spricht und sich zum ungarischen Volke rechnet, jener Anschauung, die den Renegaten höher schätzt als den seines Volkturns bewußten aufrechten Schwaben — hartnäckig aufrechterhalten wurde, verbitterte das lokale ungarländische Deutschturn aufs schwerste, von den unmittelbaren Zwangsmitteln der Assimilation, wie der Namensmagyarifizierung, gar nicht zu reden. Erst wenn die Regierung ihre Versprechungen eingelöst und sich als fähig erwiesen hat, die Sabotagehandlungen ihrer Organe zu beseitigen, wird die Minderheitenfrage in Ungarn der Lösung ein Stück nähergebracht sein. Auf Grund der vorliegenden Erfahrungen aber wird sich auch Herr Dr. Graß, der nunmehr an die

Spitze des Ungarländisch-deutschen Volksbildungsvereins getreten ist, klar sein müssen, daß ohne Einsatz der ganzen Persönlichkeit und der sich daraus ergebenden vollstlichen Energie (Eigenschaften, die Jakob Bleyer besaß, weil er in seinem Volkstum wurzelte und in ihm lebte) die Widerstände der ungarischen Assimilationsmethode nicht zu brechen sind. Gute Beziehungen zur Regierung reichen nicht aus; man muß auch ein Führer sein, der jedem einzelnen Volksgenossen Vorbild ist.

Zahlenbilder aus dem Kirchenleben

geben allein — ob man auch gegen die „Messung“ religiöser, also tief innerlicher Vorgänge inneren Widerstand empfinden mag — ein möglichst genaues Bild über die religiöse Haltung weiter Volksmassen. Bei der Bedeutung solcher Niederschläge des Innenlebens — wie wir sie auch auf sonstigen Geistesgebieten, z. B. durch Auszählung des Theater-, Opern- und Kinorepertoires, der Verteilung des Buchdrucks auf verschiedene Geistesgebiete, des Inhaltes der Presse in seiner Gliederung nach Stoffgebieten, der Berufswahl, öffentlicher und privater Namengebung usw. verfolgen — muß auch die statistische Überschau über die Äußerungen kirchlichen Lebens von Zeit zu Zeit gewichtig erscheinen. Neben der Teilnahme des Einzelnen an kirchlichen Akten, wie Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauungen, Begräbnis, Kirchenbesuch usw., sind da bedeutsam, z. B. die Entwicklung des Kirchenbeamtentums (einschließlich Ehrenbeamte), von Kirchenvermögen und -einkommen, von Kirchenbau (einschließlich Innenausstattung), Beteiligung der Kirche am Lehrwesen aller Art, Entwicklung des äußeren und inneren Missionswesens, Beteiligung der Kirche an modernen sozialen Bewegungen wie Versicherungsweisen, Wohnungsreform, Jugendbewegung, Alkoholfrage usw., an der Presse- und Buchproduktion, der Studentenzahl u. a. m.

Beginnen wir heute mit einem Rückblick auf die Volksteilnahme an den eigentlich kirchlichen Akten:

Im Steigen ist die Teilnahme am kirchlichen Begräbnis, z. B. in Preußen, jahrhundertweise zwischen 1880 und 1930: 64, 68, 72, 73, 78, 80, 83, 87, 88, 89,4 Proz. aller Todesfälle von Protestanten.

Hiemlich konstant ist in Preußen bei den Evangelischen die kirchliche Trauziffer, nämlich von 1876–1930 jahrhundertweise: 88, 94, 94, 94, 93, 90, 86, 87, 84, 81 Proz. aller Trauungen. Allerdings nahm sie in einzelnen Großstädten in dieser Zeit anteilig erheblich ab, z. B. in Berlin

von 56 auf 41 Proz., in Hamburg etwa ebenso stark.

Fast völlig konstant ist auch die Teilnahme an der kirchlichen Taufe: bei den Evangelischen in Preußen z. B. wurden 1880: 95 Proz. Kinder aus evangelischen Ehen, 37 Proz. aus Mischehen und 80 Proz. der unehelichen Kinder getauft; 1930 waren es entsprechend 96, 59 und 79 Proz.

Die Zahl der Konfirmanden hat in der Nachkriegszeit weit über das Absinken der Geburtenjahrgangsstärken hinaus abgenommen.

Geradezu unwägend und gleichmäßig nimmt die Beteiligung am Abendmahl in den letzten 100 Jahren ab. Z. B. im Königreich Sachsen von

1834 = 158 auf 100 Einwohner (Alter über 14 Jahre)

1877 = 149

1840 = 142

1843 = 140

1849 = 124

1850 = 110 und zwar 1856–64 durchschnittlich

1861 = 106 in den Städten = 75 Proz., auf

1864 = 102 dem Lande = 123 Proz.

Bei den Protestanten allein in Sachsen fiel die Anteilnahme dann weiter:

1862 = 102 auf 100 Einwohner

1864 = 98

In Preußen fällt die Abendmahlsbeteiligung von

1862 = 52,6 Proz. der evangelischen Einwohner

1900 = 39 (8,5 Millionen Kommunionen)

1913 = 33

1930 = 22 Proz. in konstanter Entwicklung.

In Bayern ist der Abstand der Beteiligung zwischen 1862 und 1930: 77 Proz. bzw. 53 Proz., in Sachsen 72 Proz. bzw. 22 Proz., in Hannover 66 Proz. bzw. 40 Proz. In den Großstädten ist der Abfall noch wesentlich rapider, z. B. schon 1900 für Berlin auf 16 Proz., in Hamburg auf 7–8 Proz. kurz nach dem Krieg.

Über den Kirchenbesuch gibt P. Troschke als bestes Material folgende Angaben für die evangelische Landeskirche Hessens im Durchschnitt vom 1. Ostertag, 12. nach Trinitatis und 3. Advent in den Jahren 1920–30: Schwankung im Sup.-Bezirk Darmstadt zwischen 14,6 Proz. der Seelenzahl der Erwachsenen und 11,18 Proz. Sup.-Bezirk Gießen zwischen 27,7 und 20,9 Proz.; Sup.-Bezirk Mainz zwischen 14,8 und 19,4 Proz.; für ganz Hessen zwischen 19,6 und 15,2 Proz.

In den größeren Städten war 1920–30 an den gleichen Sonntagen der Prozentsatz der Kirchenbesucher an der Erwachsenen-Seelenzahl in Darmstadt 7,9–11,6 Proz.; in Offenbach

4,8–6,2 Proz.; in Gießen 7,6–12,3 Proz.; in Mainz 8,7–16,2 Proz.; in Worms 9,8 bis 14,4 Proz. — Die gesamte Landeskirche in Baden hatte 1920–30 in sämtlichen Gottesdiensten durchschnittlich folgende Prozente der Seelenzahl an Kirchgängen: 21,5–28,3 Proz. In Mannheim schwankte der Besuch zwischen 9,4 und 13,8 Proz. — Überall wies der Besuch in diesen 10 Jahren eine erheblich absteigende Linie auf. — Für Schleswig-Holstein gibt Pfarrer Brederet für 1916–1921 an Festtagen einen Besuch von 5,5 Proz., an gewöhnlichen Sonntagen von 1,4 Proz. an, als Jahresdurchschnitt 1879–88: 4,3 Proz. der Seelenzahl. — Für Hannover (lutherisch) betrug 1926 der Kirchenbesuch an den hohen Festtagen 15,3 Proz., an gewöhnlichen Festtagen 7 Proz. — Dr. Piechowsty gibt für Neukölln in seinem Buch „Die sterbende Kirche“ an gewöhnlichen Sonntagen 0,3 Proz., für die Festtage 1,56 Proz., als Gesamtdurchschnitt 0,75 Proz. an für das Jahr 1920. Also stetige Abnahme bis 1926.

Der „Stürmer“

die Wochenschrift des Gauleiters von Franken, Julius Streicher, hat eine Ritualmord-Sondernummer herausgebracht. Bisher haben — soweit wir es verfolgen konnten — nur zwei reichsdeutsche Blätter, die „Frankfurter Zeitung“ und die „Deutsche Zukunft“, sich mit dem Inhalt dieser Nummer beschäftigt. Nur die inzwischen auf Befehl des Reichsanzaltlers erfolgte Beschlagnahme der Sondernummer ist als Nachricht durch die ganze Presse gegangen. Man hätte annehmen können, daß gerade nach der starken Ermahnung des Reichsministers Dr. Goebbels an die deutsche Presse über ihre Pflichten gegenüber der Gesamtheit das Erscheinen dieser Nummer der ganzen reichsdeutschen Presse Veranlassung gegeben hätte, im Interesse des deutschen Ansehens den Gefühlen Ausdruck zu geben, die Millionen deutscher Menschen, unter ihnen gute Nationalsozialisten, bei einer solchen Veröffentlichung bewegen. Wir sind die letzten, welche die Gefühle fremder Völker als Richtschnur für deutsches Handeln anerkennen, wenn auch die Stellungnahme des Erzbischofs von Canterbury zu dieser Nummer in den „Times“ selbst Harthörige hätte nachdenklich machen können. Aber von dem unermesslichen Schaden abgesehen, den die Arbeit verantwortungsbewusster Männer, das deutsche Geschehen auch in seinen unvermeidlichen Härten dem Auslande verständlich zu machen, erlitten hat, können wir es mit der Pflicht der Presse im neuen Deutschland nicht vereinbaren, wenn ohne irgendeine Rück-

sicht auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung hier mit Angaben gearbeitet wird, die einer strengen sachlichen Nachprüfung nicht standhalten. Aus Volksrecht und Volksnot heraus rechtfertigen sich harte Maßnahmen — Verunglimpfungen ohne Beweisführung niemals. Daran, daß als Bestandteil des deutschen Wesens auch die Ritterlichkeit gilt, darf man bei solchem Vorkommnis gar nicht denken.

Eine judenchristliche Gemeinde

hat sich in Berlin gebildet, d. h. Juden, die sich zum Protestantismus bekennen, haben sich zu einer eigenen kirchlichen Gemeinschaft zusammengeschlossen. Im ersten Augenblick mag dieses neue Kirchengebilde als ungewöhnlich erscheinen, bei näherem Zusehen ist daran an sich nichts Absonderliches. Denn das Bekenntnis zum christlichen Glauben ist durchaus nicht gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das eigene Volkstum. Im Gegenteil, das Volksbewußtsein vieler Völker ist, wie das Reformationswerk Luthers beweist, durch nationale Prägung der christlichen Lehre geweckt, entwickelt und gestärkt worden. Warum sollten also Juden nicht auch eine eigene christliche Kirche bilden können? Das Problem ist denn auch nicht neu. Der Versuch zur Bildung judenchristlicher Kirchen ist wiederholt gemacht worden. Allerdings mit negativem Erfolg. Zwar gibt es einige kleine judenchristliche Gemeinden, aber sie machen knapp ein halbes Duzend in der ganzen Welt aus. Das liegt zum ersten an der Zerstreuung der Juden. Zum zweiten bekennen sich ein großer Teil der Juden in Mitteleuropa, England und Amerika zur These der Assimilation, d. h. sie legen theoretisch keinen Wert auf das Bekenntnis zu ihrem Volkstum, sondern möchten in dem Volk aufgehen, in dem sie leben. Diese wollen natürlich, soweit sie sich taufen ließen, keine eigene nationale Kirche. Anders steht es mit den christlichen Juden, welche die Assimilationstheorie ablehnen und sich zu ihrer Rasse bekennen. Hier wurde verschiedentlich herumexperimentiert. Nicht von der katholischen Kirche mit ihrem übernationalen Charakter. Zwar hat vor Jahren ein spanischer Jesuit die Möglichkeit erwogen, für die Juden in den osteuropäischen Ländern und im Orient eine mit Rom unierte Kirche mit hebräischer Kultsprache zu schaffen — entsprechend den vielen kleinen unierten Kirchen in diesem Völkermischgürtel — aber in Rom scheint man sich von einem solchen Experiment nichts zu versprechen. Der Protestantismus dagegen hat sich stark mit dem Problem der judenchristlichen Kirche beschäftigt. Vor ein paar Jahren auch auf einer Tagung in Nürnberg,

Man war dort geteilter Meinung: teils für eigene judenchristliche Gemeinden, teils dagegen. Auch auf Konferenzen in Amerika kam man zu keinem Ergebnis. Die protestantischen Juden selber konnten auch zu keiner Entscheidung gelangen. Eben hat der lutherische Bischof in London einen praktischen Versuch unternommen; er hat einen jüdischen Theologen mit der Aufgabe betraut, in einer Kirche Gottesdienst in jüdischer Sprache und Kultform zu halten und so eine judenchristliche Gemeinde zu bilden.

Warum alle Versuche, judenchristliche Gemeinden zu schaffen, scheiterten, das zeigen zwei Gebilde in Jerusalem und Budapest. In Jerusalem gibt es zwei kleine judenchristliche Gemeinden. Sie feiern wie ihre Väter den Sabbat in der Synagoge und gehen am Sonntag in

die anglikanische Kirche. In Ungarn überläßt es die „Gesellschaft der Juden, die an Christus glauben“, ihren Mitgliedern, am Sabbat in die Synagoge oder am Sonntag in eine christliche Kirche zu gehen. Beide Testamente gelten, und es ist den Mitgliedern freigestellt, sich taufen zu lassen oder nicht. Diese judenchristlichen Gebilde zeigen also, daß sie von der Synagoge nicht loskommen. Das ist der Kern des Problems. Der getaufte Jude kann natürlich ein guter Christ und Glied einer kirchlichen Gemeinde sein in dem Volk, zu dem er sich bekennt. Eine judenchristliche Kirche volksbewußter Juden wird dagegen immer zurück zur Synagoge neigen und darum immer in Gefahr sein, von den Grundlehren des Christentums abzuweichen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Peter Weber, Berlin. — Professor Dr. Paul Nombert, Langsur bei Trier. — Arnold Ullz, Berlin. — Bezirksamtmann a. D. Karl A. Schmidt, Hamburg. — Dr. Karl Laux, Dresden. — Herbert Martens, Berlin. — Carl Süßer, New York. — Professor Dr. Albert Dresdner, Berlin. — Otto Freiherr von Taube, Gauting b. München. — Werner Bergengruen, Berlin.

Im 60. Jahrgang

veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von

Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der »Deutschen Rundschau«:

Adolf Helbok

Geistige Überbrückung sozialer Gegensätze (April 1925) — Der Anteil der Deutschen und der Italiener an Südtirol (April 1926) — Über organische Bildung (Februar 1928) — Deutschland und Frankreich. Länderstaat-Einheitsstaat (April 1931) — Deutsche Siedlungsbewegung (Dezember 1932)

Horst von Mettsch

Der einzige Ausweg (Oktober 1928) — Deutschlands Siegesaussichten 1918 (August 1928) — Zeitgemäßes Kriegsstudium (Februar 1929) — Kaiser und Heer (Juli 1929) — Fazit 1914 (August 1929) — Die Wehrkraft Sowjetrußlands (April 1930) — Führertum (Mai 1930)

Hans Joachim Moser

Zwanzig Richard-Wagner-Dokumente (April/Mai 1931) — Joseph Haydn und wir (April 1932) — Die Musik im Gefüge dieser Zeit (Dezember 1932)

Harold Steinacker

Rationale und universale Einstellung in der heutigen Geschichtswissenschaft (März 1929) — Vom Sinn einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung (März 1931)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H., BERLIN W 30

Diesem Heft liegt ein ausführlicher Prospekt der Niepe-Werk G. m. b. H., Altona sowie des Verlages Eugen Diederichs, Jena bei.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Bechel, Berlin-Grünwald • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kießling, Leipzig • Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 712 46 • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1. • D. A. 7666 I. Vj. 34 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter sagt • Übersetzungsrechte vorbehalten



Smussen, Hans. Kreuz und Reich. 56 Seiten. Kart. RM. 1.50. Wiedemann-Verlag, Berlin.

Sprengel, Werner. Deutsche Reise (Reisebeschreibung). 199 Seiten. Geb. RM. 4.80. Drei Masken Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. Das Geschenk aus der hohen Seele — Die deutsche Volkspredigt. 14 S. Geb. RM. 0.30. Ferd. Hirt Verlag, Breslau.

Sprengel, Ernst. Deutsche Gottes Lehre — Die deutsche Volkspredigt. 21 Seiten. Geb. RM. 0.30. Ferdinand Hirt Verlag, Breslau.

Sprengel, Ernst. Von der Heiligkeit des Todes — Die deutsche Volkspredigt. 14 Seiten. Geb. RM. 0.30. Ferdinand Hirt Verlag, Breslau.

Sprengel, Ernst. Der Feuerberg (Erzählung). 72 Seiten. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Sprengel, Ernst. A. Landshaftsaquarelle. 13 Seiten. Geb. RM. 2.80. Woldemar Klein, Berlin.

Sprengel, Ernst. Broder. Der neue Gott. 175 Seiten. Kart. RM. 2.80, geb. RM. 3.60. Felsen Verlag, München 19.

Sprengel, Ernst. Egmont. Leibnitz (Lebensroman). 626 Seiten. Geb. RM. 6.80. Paul Sohnay, Berlin.

Sprengel, Ernst. Die nationale Idee von Herder bis Hitler. Schriften zur völkischen Bildung. 63 Seiten. Kart. RM. 0.40, geb. RM. 0.80. Hermann Schaffstein Verlag, Köln a. Rh.

Sprengel, Ernst. Ostmarksgeschichten (Erzählungen). 103 Seiten. Leinen RM. 2.50. Heinrich Wilhelm Hendrich Verlag, Berlin-Steglitz.

Sprengel, Ernst. Die Erde der Vergangenheit. Bismarck, Briefe. 83 Seiten. RM. 1.10. Walter de Gruyter, Berlin.

Sprengel, Ernst. Theodor Fontane, Lieder und Balladen. 78 S. Geb. RM. 1.10. Walter de Gruyter, Berlin.

Sprengel, Ernst. Der Große Brockhaus. Band 17. 756 Seiten. Geb. RM. 23.40. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sprengel, Ernst. Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung. Tatsachen und Probleme. Hrsg. von Richard Schmidt und Adolf Grabowitsch. 298 Seiten. RM. 3.—. Carl Heymann Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. Die Geschichte vom Stalder Guntlaug. Erzählung. 56 Seiten. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Sprengel, Ernst. Maurice P. Viking Knights. 308 Seiten. £ —8.6. Grant & Murray, Edinburgh.

Sprengel, Ernst. Meißner. Deutscher Glaube. 67 Seiten. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Sprengel, Ernst. Hulda. Die Droste (Biographie). 62 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman, Lübeck.

Sprengel, Ernst. Egon Gebr. v. Die rassistischen Grundlagen des deutschen Volkstums. 63 Seiten. Brosch. RM. 0.40, geb. RM. 0.80. Hermann Schaffstein Verlag, Köln a. Rh.

Sprengel, Ernst. Eine Mutter (Roman). 519 Seiten. Libertas Verlag, Bluffton, Ohio, U. S. A.

Sprengel, Ernst. Gustav. Grubeleiten (Erlebnisse und Bekenntnisse). 257 Seiten. Geb. RM. 3.50. G. Grothe Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. Otto. Frühling in Deutschland (Erzählung). 62 Seiten. Geb. RM. 1.20. Gerhard Stalling, Oldenburg i. L.

Sprengel, Ernst. Prof. Dr. Theodor. Naturphilosophie in der Gegenwart. 20 Seiten. Kart. RM. 1.35. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

Sprengel, Ernst. Haupt-Hendemann. Hauptm. a. D. Flieger-Abteilung 17 (Tatsachenberichte). 147 Seiten. Kart. RM. 2.85, geb. RM. 3.75. Nationaler Freiheits-Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. Lutho. Prof. Dr. Karl. Kitchener (Biographie). 54 S. RM. 0.60. Charles Coleman, Lübeck.

Sprengel, Ernst. Wilhelm. Das Land der Griechen (Fahrten in Hellas). 160 Seiten. Leinen RM. 4.50. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Sprengel, Ernst. Karl Gottfr. Das Nationalitätenrecht des Alten Österreich. 814 Seiten. Wilhelm Braumüller Verlag, Leipzig.

Sprengel, Ernst. Rudolf. Das Buch der Leuchtfeuer. 173 Seiten. Geb. RM. 4.50. Insel Verlag, Leipzig.

Sprengel, Ernst. Erich. Flucht um die Erde (Abenteuer des Offizierslehrs im Weltkrieg). 225 Seiten. Geb. RM. 2.85. Illfstein, Berlin.

Sprengel, Ernst. Hanns R. E. Erziehung zur Revolution (Eine kritische Studie). 268 Seiten. Geb. RM. 7.—, geb. RM. 8.50. Duncker & Humblot, München.

Sprengel, Ernst. Hermann. Hork. Werkzeug und Technik des Kopierarbeiters. 153 Seiten. Kart. RM. 3.80, geb. RM. 5.80. Franzische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Sprengel, Ernst. Jakob. Ein deutsches Testament (Gedichte). 41 Seiten. Kart. RM. 1.30, geb. RM. 2.20. Staufen Verlag, Köln.

Sprengel, Ernst. Friedrich Otto. Die Rolle der Maria Magdalena im geistlichen Spiel des Mittelalters (Theatergeschichte). 122 Seiten. RM. 5.—. Walter de Gruyter, Berlin.

Sprengel, Ernst. Melchior. Zum Gedächtnis Stefan Georges (Ein Nachwort). 47 Seiten. Hnd. RM. 5.—. Georg Bondi Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. Heinrich. Mit brüderlicher Stimme (Gedichte). 182 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Sprengel, Ernst. Paul. Theodor Leutwein (Biographie). 46 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

Sprengel, Ernst. Messtide. Kindheit (Roman). 259 S. Geb. RM. 3.—, Kart. RM. 4.—, geb. RM. 5.—. S. Fischer Verlag, Berlin.

Sprengel, Ernst. W. R. Gegenwart (Deutscher Literaturführer). 67 Seiten. Kart. RM. 1.20. Wolfgang Richard Lindner Verlag, Leipzig.

Sprengel, Ernst. Hermann. Der kleine Rosenkranz (Volkslieder). 86 Seiten. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Demnächst erscheint:

EUGEN DIESEL Vom Verhängnis der Völker

Das Gegenteil einer Utopie

Kartonband RM. 3.90, Leinenband RM. 4.80

Alle Spannung unserer Zeit durchzieht dieses neue Dieselsche Buch, das im rücksichtslosen Drang nach Klarheit und Erkenntnis eine geistige Basis für das werdende neue Europa schafft.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen

COTTA-VERLAG-STUTTGART / BERLIN

Sobald erschienen:

Joachim v. Kürenberg Rußlands Weg nach Tannenberg

Mit acht Bildern. Pappband RM. 5.20, in Leinen RM. 5.80

„Ein wirklich großartig hingeworfenes historisches Gemälde, an dem vielleicht deutlicher als je zuvor das deutsche Genie der Kriegsführung, das Glück der deutschen Disziplin und der Heroismus des deutschen Widerstandes einerseits wie die ungeheure Gefahr der übermächtigen asiatischen Flut andererseits erkennbar werden. — Dieses Werk Kürenbergs wird unter den Geschichtswerken über den Weltkrieg nicht mehr zu entbehren sein.“

Edgar v. Schmidt = Pauli

Universitas / Berlin W 50

Soeben erscheint

Von Bismarck bis Hitler

Geschichte
dreier Generationen

276 Seiten. 1.-6. Aufl.

Preis RM. 4.80

Geschenkband

Ganzleinen RM. 5.80

Von Wilhelm Mommsen

o. Professor an der Universität Marburg

Der Herausgeber der Zeitschrift »Vergangenheit und Gegenwart« gibt damit der breiten Öffentlichkeit, insbesondere aber auch den Geschichtslehrern aller Schulen eine in jahrelanger Arbeit entstandene, auf wissenschaftlicher Grundlage gewachsene Darstellung der Geschichte der letzten achtzig Jahre.

Bezug durch jede Buchhandlung!

Verlag Moritz Diesterweg • Frankfurt a. M.

ch, Rudolf zu der. Wehrwissenschaftlicher Atlas. 72 Seiten. Kart. RM. 3.30, geb. RM. 3.70. Kurt Bowninkel Verlag, Berlin-Grünwald.

ingham, William Somerset. Ein Stück Weges (Roman). 299 S. Brosch. RM. 3.50, geb. RM. 5.—. Propyläen Verlag, Berlin.

well, Kurt Robert. Ist schwer (Roman). 223 S. Kart. RM. 4.20, geb. RM. 5.20. Müller & Riepenhauer, Charlottenburg.

Wohlfahrt, B. M. M. Die Reinigung der Erde (Märchenpiel). 63 Seiten. RM. 2.—. Bruno Volger Verlag, Leipzig.

Wopen-Dronikowski, Friedrich von. Der Baumeister des preussischen Staates. (Leben und Wirken des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I.). 332 Seiten. Geb. RM. 9.50, geb. RM. 12.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

sterreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918, vom Österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung. 748 S. RM. 36.—. Verlag der militärwissenschaftl. Mitteilungen, Wien.

ngoldt, Ernst. Kleiner Erdwurm (Erzählung). 318 Seiten. Geb. RM. 4.—, kart. RM. 5.—, Leinen RM. 6.—. S. Fischer Verlag, Berlin.

ehl, Wilh. Heinrich. Deutscher Volkscharakter. 70 Seiten. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

ke, Rainer Maria. Briefe an seinen Verleger. 479 Seiten. Geb. RM. 7.—. Insel Verlag, Leipzig.

se, Felicitas. Cleeff, der Knecht (Roman). 351 Seiten. Geb. RM. 4.80. Bong & Co., Berlin.

osengarth, Wolfgang. Megäthe und George, Ihre Sendung und ihr Menschtum. 156 Seiten. Brosch. RM. 4.80, geb. RM. 5.80. Verlag der Offizin Richard Dab, Leipzig.

nder, Ulrich. Das feldgraue Herz, Bekenntnis des Frontsoldaten. 64 S. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

ner, Will. Jugend im Kampf (Zagebuchblätter eines Erzählers). 301 Seite. Leinen RM. 4.80. Heinrich Wilhelm Hendrich Verlag, Berlin-Steglitz.

haasbaufen, F. B. Das Auslandsdeutschtum, Schriften zur völkischen Bildung. 63 Seiten. Brosch. RM. 0.40, geb. RM. 0.80. Hermann Schaffstein Verlag, Köln.

heffer, Thassilo von. Die Ägypten (Ein Hellenisches Epos). 259 Seiten. Geb. RM. 6.—, geb. RM. 9.—. L. H. Beck, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

heibe, Albert. Arpith (Biographie). 66 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

hemann, Prof. Dr. Ludwig. Deutsche Klassiker über die Rassenfrage. 64 Seiten. Kart. RM. 1.50. J. F. Lehmann Verlag, München.

Hoener, A. Clemens. Germanen und früheuropäische Namen nordischer Stämme. 67 Seiten. RM. 2.—. J. G. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag, Tübingen.

reyer, E. Frau Uta in Naumburg (Erzählung). 62 Seiten. Geb. RM. 1.20. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

hur, Werner. Augustus. 53 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

orge, Mit Flugzeug, Fallschirm und Filmkamera in den Eisfjorden Grönlands (Reisebeschreibung). 184 Seiten. Geb. RM. 4.80. Drei Masken Verlag A.G., Berlin.

itteler, Karl. Die Mädchenfeinde (Eine Kindergeschichte). 85 Seiten. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

legemann, Hermann. Weltwende. 349 Seiten. Geb. RM. 7.50. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

tolberg-Wernigerode, Otto Graf v. Ulrich von Hutten (Biographie). 38 S. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

romps, V. D. Das Leben (Eine Sammlung deutscher Dichtung). 132 Seiten. Geb. RM. 3.—. Die Rabenpresse, Berlin SW 19.

trunt, Roland, und Dr. Martin Riffli. Achtung! Affen marschieren! (Taschengericht). 221 Seiten. Geb. RM. 4.80. Drei Masken Verlag, Berlin.

ampler, Kurt. Der Unfriede von Versailles (Ein Angriff auf Volk und Lebensraum). 45 Seiten. RM. 0.40. J. F. Lehmann Verlag, München.

Amann, Hermann. Reichsfürst von Stein (Biographie). 42 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

alentiner, Max. U 38 (Wittgensteins Fahrt eines deutschen U-Bootes). 269 Seiten. Geb. RM. 2.85. Ullstein, Berlin.

oigt-Diederichs, Helene. Der grüne Papagei (Erzählung). 62 Seiten. Kart. RM. 0.80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

alschap, Gerhard. Heirat (Roman). 163 Seiten. Geb. RM. 4.50. Insel Verlag, Leipzig.

enckhe, Paul. Schlager und der Ruhrkampf (Biographie). 38 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

erner, Dr. Julius. Wirtschaftssystem der Technokratie. 132 Seiten. Kart. RM. 4.—. Verlag Rudolf M. Rohrer, Leipzig.

li, Walther. Befragung über das Schicksal der Schweiz. 96 Seiten. Haupt Verlag, Leipzig.

lfte, Karl. Mythos und Offenbarung (Eine Kampfschrift gegen die Deutsche Glaubensbewegung). 57 Seiten. Kart. RM. 1.50. Wiskern-Verlag, Berlin.

oolf, Virginia. Fluth (Die Geschichte eines berühmten Hundes). 169 Seiten. Geb. RM. 2.60, kart. RM. 3.60, geb. RM. 4.80. S. Fischer Verlag, Berlin.

nnner, Ernst. Johannes Kepler (Biographie). 58 Seiten. RM. 0.60. Charles Coleman Verlag, Lübeck.

rmayer, Carl. Der Schelm von Bergen (Schauspiel). 133 Seiten. Propyläen Verlag, Berlin.

Sieben erschien:

Deutsche Volkstrachten

von Oswald A. Erich. 31 Figuren in siebenfarbigem Offsetdruck mit 35 Seiten erläuterndem Text. In Pappband 90 Pfg.

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Schrifttum über und um

Wilhelm Raabe

Allen Raabefreunden bieten wir durch eine erhebliche Preissenkung günstige Gelegenheit zur Anschaffung der nachstehenden wertvollen Werke:

Raabestudien

Im Auftrag der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ herausgegeben von Const. Bauer. 452 Seit. Groß-Oktav.

In Ganzleinen gebunden (6.75 RM) jetzt 4.— RM

Bringt eine Fülle von wertvollen Beiträgen zur Kunde von Raabes Leben und Werk aus den seit langem vergriffenen ersten 8 Bänd. der Vierteljahrsschrift der Raabegesellschaft.

Wilhelm Raabes Zitatuschatz

Von Fritz Jensch. 82 Seiten Groß-Oktav

Broschiert (2.— RM) jetzt 1.50 RM

Auf gedrängtestem Raume eine staunenswerte Materialsammlung. Die Belesenheit Raabes wird durch diese verdienstvolle Arbeit blitzartig beleuchtet.

Aus den Zetteltöpfen eines alten Raabefreundes

Von Hans Stegmann. 24 Seiten Groß-Oktav. Mit neun Abbildungen. (Brosch. 1.— RM) jetzt 0.75 RM

Pietätvoll gesammelte Erinnerungen des Vaters des Verfassers. Ein Beitrag zur Kenntnis Wilhelm Raabes, wie er sich in den Verhältnissen des Alltags gab.

Wilhelm Raabe als Erlebnis

Von Hans Stegmann. 108 Seiten Oktav. Preis fein gebunden (4.— RM) jetzt 2.50 RM

Eine aus jahrelanger Beschäftigung mit Raabe hervorgegangene, in Urteil und Behandlungsweise ganz selbständige und persönliche Darstellung von Raabes Schaffen und Persönlichkeit, gedankenvoll und gehaltreich und bis zu den letzten Tiefen Raabeschen Wesens vordringend.

Raabes Welt und Werk in Bildern

Von Const. Bauer. Quart-Format, 64 S. mit 100 Bildern.

Elegant gebunden Preis (4.— RM) jetzt 2.50 RM

Dieses „Raabe-Bilderbuch“ wird den Kennern und Verehrern des Dichters ein lieber, unentbehrlicher Begleiter beim Lesen von Raabes Dichtungen und für jeden, der Raabe kennen lernen will, die beste und schönste Einführung in sein Werk sein.

Raabe-Schriften

Eine systematische Zusammenstellung

Von Hans Martin Schultz. VIII und 272 Seiten

Preis Ganzleinen gebunden (6.— RM) jetzt 2.80 RM

kartonierte (5.— RM) jetzt 2.10 RM

Eine umfassende, bis Ende 1930 vervollständigte systematische, inhaltlich geordnete Bibliographie aller erschienenen Bücher und Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen über Raabe, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden sind.

Heckners Verlag, Wolfenbüttel

Postcheckkonto Hannover 7549

JEAN GIONO / Der Träumer

Roman. Ausstattung E. R. Weiß. Geheftet 3.50, kart. 4.50, Leinen 5.50 RM. Eine Fülle von ländlichen Gestalten und Erlebnissen: Hirten, Bauern, strolchende Musikanten, leichtsinnige junge Mädchen und fromme Nonnen; Liebe, Gewitter, Weinernte — das braust als Naturgewalt und naturgemollt über den Knaben Jean hinweg, lebt und weht um ihn, befruchtet sein Denken und Ahnen, ist die Melodie seines Lebens, seines Dichterknabengemüts, seines Menschentums, das in dem überwältigenden Glücksgefühl gipfelt: lebendig zu sein!

MECHTILDE LICHNOWSKY / Kindheit

Roman. Ausstattung J. v. Neppert-Bismarck. Geheftet 3.—, kartoniert 4.—, Leinen 5.— RM. So wie die Natur selbst, wächst ein Menschenwesen, ein zauberhaftes kleines Mädchen in der Landschaft eines Gutes inmitten von Blumen und Tieren heran. In unbefangener Wildheit blüht es auf und entfaltet sich zu einer kleinen Persönlichkeit voller Ernst und Selbstbewußtheit. Der unmittelbaren und klaren Kunst Mechtilde Lichnowskys gelingt es, das schwer zugängliche Reich des Kindes mit seinen heiteren und zugleich wehmütigen Geheimnissen mit gütig fester Hand dem Blick zu öffnen.

ERNST PENZOLDT / Kleiner Erdenwurm

Roman. Ausstattung G. G. Robbe. Geheftet 4.—, kart. 5.—, Leinen 6.— RM. Der kleine Erdenwurm ist ein Stiefkind des Lebens. Was er erlebt, geschieht mit ihm, ohne daß er Kraft und Mut dazu findet, sich zu bewähren. Ein tragisches Schicksal vollzieht sich im Verborgenen, sichtbar nur in den merkwürdigen Gestalten, die eine zärtliche, spielerische Hand an ihrer Oberfläche mit skurrilen Schnörkeln bemalt.

VIRGINIA WOOLF / Flusß

Die Geschichte eines berühmten Hundes. Ausstattung R. Sintonis u. E. R. Weiß. Geheftet 2.60, kartoniert 3.60, Leinen 4.80 RM. Flusß ist der Hund der Elizabeth Barrett Browning. Anmutig und mit leiser Ironie geschildert, zieht seine Lebensgeschichte an uns vorüber — und zugleich ein Stückchen Kulturgeschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In den Geschichten des kleinen Spaniels spiegeln sich leise umflort die seiner Herrin, die ihn über alles liebte.

S. Fischer Bucherei / Die neuesten Bände / In Leinen 1⁵⁰

HERMANN HESSE / Schön ist die Jugend

Hesse weiß um unvergängliche Typen des Jünglings und jungen Mädchens. Schön ist ihre verlegene Sehnsucht und unerfahrene Liebe. Eine romantische Szenerie findet sich, gar nicht erstaunlich, im engen Städtchen ganz von selbst ein: Feuerwerk, Seiltänzer, sogar ein Zirkon.

BERNHARD KELLERMANN

Jang-tse-kiang

Auf dem offenen Niesenstrom fahren wir in das Rätsel China ein. Aus seinem Alltag erzählt Kellermann eine erregende Ballade von Piraterie, Frauenentführung, labyrinthischen Rikschafahrten und Untergang im Whisky-Feuer.

FRIEDRICH HEYDENAU

Muß der Wolf

Im Soldatenlager in den noch urweltlichen Bergen Bosniens. Ein Leutnant der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee erzählt das Schicksal seines Wolfshundes: es ist ein Preis der Treue und des Heldentums auf Leben und Tod.

SIEGFRIED TREBITSCH

Die Rache ist mein

Die beiden großen Novellen handeln von Menschen, die auf merkwürdigen Wegen der Seele den Gewalten des Schicksals weichen gebieten zu können. Das ist zugleich der innere Weg durch eine Landschaft der Abenteuer und Überraschungen.

Zwei Werke von deutscher Kunst und Literatur

**Paul
Schulke-Naumburg**

Die Kunst der Deutschen

ihr Wesen und ihre Werke

In Leinen M 3.75

Dieses Werk der deutschen Kunst — aus der Blickrichtung des nationalsozialistischen Staates gesehen — bricht mit allem als unwahr Erkann-ten und baut in großangelegter Schau ein Gesamtbild deutscher Kunst auf, aus nordisch-deutschem Blutsmpfinden gedeutet. Schulke-Naumburg, einer der verdientesten Vorkämpfer für artgemäße deutsche Kunst, wurde zur Leitung der Staatlichen Kunsthochschulen in Weimar berufen; sein Wort und Urteil hat autoritative Bedeutung. Dieses Werk, auf dessen Ausstattung und Vebildierung große Sorgfalt gelegt wurde, ist wert, ein Volksbuch zu werden, zumal der prachtvolle Band zu einem ungewöhnlich niedrigen Preis erworben werden kann.

Völkische Zeitung, Düsseldorf

Martin Lang

Das Buch

der deutschen Dichtung

von der Edda bis zur Gegenwart

In Leinen M 4.80

Eine knapp das Wesentliche umreisende, allgemeinverständliche Darstellung der deutschen Literatur. In 24 Kapiteln wird hervorgehoben und charakterisiert, was irgendwie bleibenden Wert hat. Durch die Beigabe sorgfältig ausgewählter Textabschnitte ist der Leser in die Lage versetzt, das im erklärenden Text Gesagte nachprüfen zu können. Auch die Entwicklung der jüngsten Zeit hat dabei eingehende Berücksichtigung gefunden, sowohl in der literarhistorischen Betrachtung als auch in den Textproben.

Hamburger Fremdenblatt

Vom Adel deutscher Arbeit
kündet:

Heinrich Lersch

Mit brüderlicher Stimme

Gedichte

In Leinen M 5.—

In Broschurumschlag M 3.75

Diese Lieder und Gedichte umspannen den ganzen Lebensinhalt des arbeitenden deutschen Menschen. Mit diesen neuen Gesängen gibt der Dichter dem Fühlen und Wollen Ungezählter vollendeten Ausdruck. Heute, da das Ethos der Arbeit verkündet ist, wird der singende Werk-mann Heinrich Lersch weit gehört werden.

Ein Liliencron-Auswahlband
für unsere Zeit:

Detlev von Liliencron

Die Wifingharfe

Die schönsten Gedichte

Stücke aus Poggend. Kriegsnovellen

In Leinen M 3.60

Die Wesensverwandtschaft der neuen Zeit mit der ritterlichen Gesinnung Liliencrons macht diese vollstümliche Ausgabe besonders zeitgemäb. Sie sollte aus Anlaß der bevorstehenden Liliencron-Gedenktage zum Besitztum jedes Deutschen werden.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

REISE MEYERS BÜCHER

Seit 70 Jahren erprobt und gelobt
Zuverlässige Bearbeitung, vorzüglich
meist mehrfarbige Karten und Pläne
dauerhafte Einbände, Taschenformate

Adria, Dalmatien, Kroatische Küste, Bosnien, Italienische Adriaküste, Albanien, Korfu. 310 Seiten 7.65 RM.

Allgäu, Bodensee, Bregenzer Wald, Schwäbische Alb, München, Stuttgart, Augsburg, Ulm. 3. Auflage. 302 Seiten 4.50 RM.

Arlberg, Allgäuer und Lechtaler Alpen, Bregenzer Wald, Ferwallgruppe, Silvretta. 222 S. 3.70 RM.

Bayerischer und Böhmer Wald, Regensburg, Passau, Linz, Budweis, Pilsen. 5. Aufl. 220 S. 3.50 RM.

Berchtesgadner Land, Bad Reichenhall, Berchtesgaden, Salzburg. 68 Seiten 2.50 RM.

Der Bodensee, 88 Seiten 2 RM.

Bozen / Meran, Mendel, Ritten, Schlern, Passeier, Vintschgau. 80 Seiten 2.50 RM.

Donauland, Passau, Wien, Budapest, Wachau, Mühl- und Waldviertel, Semmering, Burgenland, Plattensee. 456 Seiten ... 5.85 RM.

Dresden, Sächs. Schweiz, Böhml. Schweiz, Östliches Erzgebirge, Böhml. Mittelgebirge, Prag. 12. Auflage. 322 Seiten 4 RM.

Erzgebirge, Vogtland und Nordwestböhmen. 3. Auflage. 298 S. 4 RM.

Franken und Nürnberg, Fichtelgebirge, Rhön, Steigerwald, Spessart. 5. Aufl. 312 S. 4.50 RM.

Die Fränkische Schweiz, Bayreuth, Bamberg und Erlangen. 78 Seiten 2 RM.

Grafschaft Glatz, Altvatergebirge, Eulengebirge, Heuscheuer, Adlergebirge, Zobten, Breslau. 168 Seiten ... 3.15 RM.

Hamburg und die Niederelbe. 104 Seiten 2.50 RM.

Der Harz, Kyffhäuser, Hildesheim. 25. Aufl. 324 Seiten 4.50 RM.

Der Hochtourist in den Ostalpen. Von Ludwig Purtscheller und Heinrich Heß begründet. 5. Auflage. 8 Bände. Sonderverzeichnis auf Verlangen.

Hohe Tauern, Glockner, Venediger, Defereggengebirge, Lienzer Dolomiten. 192 Seiten ... 3.70 RM.

Italien:

Norditalien, vom Brenner bis einschl. Rom. 12. Aufl. 676 S. 15 RM.

Süditalien, Sizilien, Korfu, Malta. 2. Aufl. 414 S. 13.50 RM.

Die Oberital. Seen, Turin, Mailand, Verona. 280 S. 7.20 RM.

Mailand. 68 Seiten 2.25 RM.

Rom und Umgebung. 230 Seiten 5.50 RM.

Venedig. 76 Seiten . 2.25 RM.

Kopenhagen u. Umgebung, Insel Bornholm, Insel Møn. 86 S. 2 RM.

Lüneburger Heide, Bremen, Hannover. 68 Seiten 2 RM.

Mecklenburg, Schleswig-Holstein. 2. Aufl. 300 Seiten 3.60 RM.

Mittelmeer, Madeira, Kanarische Inseln. 5. Aufl. 398 Seiten 13.50 RM.

Mittenwaldbahn, Zugspitze, Garmisch-Partenkirchen, Innsbruck. 100 Seiten 2.50 RM.

München und Umgebung, 188 Seiten 2.70 RM.

Nordseeküste. 6. Auflage.

1. Band: Nordfriesland, Hamburg, Helgoland. 201 Seiten . 3.15 RM.

2. Band: Ostfriesland, Bremen, Hamburg, Helgoland. 245 Seiten 3.15 RM.

Oberbayern und München, Augsburg, Innsbruck, Salzburg. 5. Auflage. 390 Seiten ... 5.20 RM.

Ostalpen

1. Band ist aufgeteilt in die Bände: „Arlberg“, „Mittenwaldbahn“ und „Ötztal und Stubai“.

2. Band: München, Chiemgau, Berchtesgaden, Salzkammergut, Hohe Tauern, Karnische Alpen. 13. Aufl. 440 Seiten 5.40 RM.

3. Band: Dolomiten, Bozen, Meran, Ortler. 14. Aufl. 424 Seiten 8.10 RM.

4. Band: Österreich. Alpen östl. der Tauernbahn. 8. Aufl. 538 S. 6.75 RM.

Ostpreußen, Danzig, Memelgebiet. 2. Auflage, illustriert. 236 Seiten 3.80 RM.

Ostseeküste s. Mecklenburg-Pommern, Ostpreußen.

Ötztal und Stubai, Ötztal und Stubai-Alpen, Innsbruck. 178 Seiten 3.70 RM.

Pommern, Seebäder, Rügen, Bornholm. 3. Aufl. 284 Seiten 3.40 RM.

Die Provence, Unteres Rhodan, Grenoble, Pelvoux-Gruppe, d. Languedoc. 156 Seiten 5.40 RM.

Der Rhein, von Mainz bis Düsseldorf. 14. Aufl. 351 Seiten 6.30 RM.

Riesengebirge, Isergebirge, Breslau. 21. Aufl. 234 Seiten 3.15 RM.

Die Riviera, von Livorno bis Genua, Korsika. 11. A. 272 S. 10.80 RM.

Sächs. Schweiz siehe Dresden-Schwarzwald, Odenwald, Harz.

Schwarzwald, Odenwald, Harz. 17. Aufl. 314 Seiten 4.95 RM.

Schweiz. Große Ausg. 23./24. Aufl. I: Zentralschweiz, vom Bodensee zum St. Gotthard. 268 Seiten 5 RM.

II: Berner Oberland und Wallis. 278 Seiten 4.50 RM.

III: Westschweiz. 176 S. 4.50 RM.

IV: Graubünden. 218 S. 4.50 RM.

Die Schweiz in vier Wochen. 338 Seiten 7.20 RM.

Thüringer Wald, Thür. Wald. 26. Auflage. 316 Seiten 4 RM.

Weimarer Land mit Kyffhäuser, Ilmenau, Naumburg, Hildesheim. 144 Seiten ... 2 RM.

Weserland, Die Oberweser zur Porta Westfalica, Südl. Niederrhein, Kassel, Hannover. 120 Seiten 2.50 RM.

Die Westböhmlischen Bäder, Karlsbad, Franzensbad, Marienbad. 60 Seiten 2.50 RM.

Wien und Umgebung. 272 Seiten 4 RM.

Meyers Luftreiseleiter „Mitteleuropa“. Unter Mitwirkung der Deutschen Luft Hansa AG. 556 Seiten. Mit 83 Streckenkarten u. 1 Luftverkehrsplan. 15 RM.

Verlangen Sie ausführlichen Gesamtprospekt in Ihrer Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG